PREDIGTHILFE & MATERIALIEN FÜR DIE GEMEINDE

ÖKUMENISCHE FRIEDENSDEKADE
10. BIS 20. NOVEMBER 2013

Verschaffe mir Recht!

Lukasevangelium 18, 3

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Inhalt

2 **Heinrich Bedford-Strohm:** Geleitwort

5 **Jutta Weduwen:** Editorial

I Anstöße aus der biblischen Tradition

8 **Helmut Ruppel:** Der Richter, die Witwe und die heilige Unzufriedenheit

16 **Christian Staffa:** Versöhnung als Ursprung und Ziel theo-politischen Tuns

19 **AG-Theologie bei Aktion Sühnezeichen Friedensdienste:** Solidarisch mit den Geringen und den Waisen – Solidarisch mit Israel: Psalm 82 – Bitte um Gericht über uns, die Völker

25 **Matthias Loerbroks:** Lukas 17,20-30

35 **Matthias Loerbroks:** Liturgievorschlag für den Gottesdienst in der Ökumenischen Friedensdekade vom 10. bis 20. November 2013

II Anstöße zur Friedensdekade 2013

40 **Ingrid Schmidt:** Bedřich Fritta. Graphiker. Ghetto Theresienstadt

48 **Horst Scheffler:** Aktion Aufschrei – Stoppt den Waffenhandel

52 **Michael Wunder:** Würdigung Ernst Klee

56 **Prof. Dr. Ekkehard W. Stegemann, Prof. emer. Dr. Wolfgang Stegemann:** Offener Brief zur Erklärung der Konferenz des Weltkirchenrats und des Rates der Kirchen des Mittleren Ostens in Beirut

III Materialien

60 **Ingrid Schmidt und Helmut Ruppel:**
»Vom Kuss Gottes«: Sechzig Predigten aus sieben Jahrzehnten von Rudolf Weckerling / Ein Schmuggelfund aus dem KZ: Erinnerung, Kunst & Menschenwürde / Was konnten sie tun? Widerstand gegen den Nationalsozialismus 1939 – 1945 / Unter Freunden / Zion – Symbol des Lebens in Judentum und Christentum / Wo kommen die Worte her? Neue Gedichte für Kinder und Erwachsene / Verlorenes Vertrauen – Katholisch sein in der Krise / Wenn Steine erzählen sollen: Pädagogische Reflexionen zum Gedenken an die Schoah

IV ASF-Freiwillige berichten

68 **Robert Blum:** Täter und Opfer, Klingelrutsche und hohe Literatur

70 **Katharina Fißmer:** »Meine Senioren« in der jüdischen Gemeinde Warschau

72 **Rim Jasmin Irscheid:** Auch die dritte Generation bereut, was geschehen ist

75 Kollektenbitte für Aktion Sühnezeichen Friedensdienste
76 Autor_innen, Bild- und Fotonachweise
77 Impressum

Diese und frühere Ausgaben der Predigthilfe finden Sie zusammen mit weiteren Materialien für Kirchgemeinden und Pfarrer_innen auch auf unserer Internetseite unter www.asf-ev.de. Über unser Infobüro können Sie auch weitere Printausgaben bestellen: infobuero[at]asf-ev.de bzw. (030) 283 95 – 184.

Geleitwort

Heinrich Bedford-Strohm

»Schaffet Recht dem Armen und der Waise und helft dem Elenden und Bedürftigen zum Recht. Errettet den Geringen und Armen und erlöst ihn aus der Gewalt der Gottlosen.« So beschreibt Psalm 82,3f den Auftrag des Gottesvolkes. Schon in diesen alten Worten geht es um die Würde des Menschen, die verletzt wird, wenn Menschen Opfer von Gewaltherrschaft werden oder wenn ihnen das Nötigste zum Leben vorenthalten wird. Heute hat dieser ethische Grundimpuls der biblischen Überlieferung seinen Ausdruck in den modernen Menschenrechten gefunden. Wenn wir in der EKD im Rahmen der Lutherdekade im vergangenen Jahr in besonderer Weise über das Thema »Reformation und Toleranz« nachgedacht haben, dann kann das als Versuch verstanden werden, die alten biblischen Grundimpulse in die Herausforderungen der heutigen Zeit hinein neu zur Geltung zu bringen.

Die Reformatoren waren von dem modernen Verständnis von Toleranz, das wir heute zugrunde legen, weit entfernt. Man wird sie nicht zu Motoren der modernen Menschenrechtsidee stilisieren können. Die Ausfälle des späten Luther gegen die Juden sind nur ein trauriger Beleg dafür. Und auch die gewaltsame Auseinandersetzung um den rechten Glauben in den Konfessionskriegen, insbesondere dem grausamen 30-jährigen Krieg, ist nicht dazu angetan, der reformatorischen Bewegung irgendeine besondere Leidenschaft für die Toleranz zuzusprechen. Historisch sind die entscheidenden Impulse für den modernen Toleranzgedanken nicht aus den Kirchen, sondern, gegen den Widerstand der Kirchen, aus der Aufklärung gekommen.

Und dennoch verdanken sich auch diese aufklärerischen Impulse geistesgeschichtlichen Entwicklungen, die durch die Reformation entscheidend vorangetrieben wurden. Trotz seiner Inkonsequenz hat Martin Luther in Glaubensfragen immer wieder auch für Gewaltlosigkeit plädiert. Als 1522 die Bilderstürmer in Wittenberg zum Mittel der Gewalt griffen, wehrt er sich dagegen: »Predigen will ich's, sagen will ich's, schreiben will ich's. Aber zwingen, mit Gewalt dringen, will ich niemanden, denn der Glaube will willig, ungenötigt angenommen werden… Was meint ihr wohl, was der Teufel denkt, wenn man die Sache mit Gewalt, mit Rumor ausrichten will? Er sitzt hinten in der Hölle und denkt: Oh, wie werden nun die Narren so ein feines Spiel machen!«

Der hinter dieser Aussage steckende Gedanke gehört zu den Kernimpulsen der Reformation. Nicht äußerer Zwang kann in Glaubensdingen entscheiden,

sondern allein das Gewissen. Genau darum geht es in der reformationsgeschichtlichen Schlüsselszene schlechthin: Luthers Auftritt vor dem Kaiser auf dem Reichstag zu Worms im April 1521. Mit folgenden berühmten Worten weigert sich Luther, seine neue Lehre vor dem Kaiser zu widerrufen:

»Wenn Eure Majestät und Eure Herrschaften denn eine einfache Antwort verlangen, so werde ich sie ohne Hörner und Zähne geben. Wenn ich nicht durch Schriftzeugnisse oder einen klaren Grund widerlegt werde – denn allein dem Papst und den Konzilien glaube ich nicht; es steht fest, dass sie häufig geirrt und sich auch selbst widersprochen haben –, so bin ich durch die von mir angeführten Schriftworte überwunden. Und da mein Gewissen in den Worten Gottes gefangen ist, kann und will ich nichts widerrufen, weil es gefährlich und unmöglich ist, etwas gegen das Gewissen zu tun. Gott helfe mir. Amen.«

Was Luther hier deutlich macht, kann als eine der Wurzeln des modernen Toleranzgedankens gesehen werden: Überzeugungen kann man nicht erzwingen. Man muss dafür werben. Man muss sie durch gute Argumente plausibel machen – ob anhand der Worte der Schrift oder ob anhand eines herrschaftsfreien Diskurses, wie wir unter den Bedingungen einer demokratischen Zivilgesellschaft heute sagen würden. Luther hat sein Plädoyer für die Freiheit des Gewissens aber noch durch einen Gedanken ergänzt, der für unsere heutige Debatte um Toleranz von zentraler Bedeutung ist.

Es geht nicht einfach nur darum, mit den eigenen Denkwelten in Ruhe gelassen zu werden, wie das heute zuweilen mit dem Begriff der Toleranz verbunden wird. Sondern es geht immer zugleich um das Engagement für den Nächsten. Am eindrucksvollsten beschreibt Luther diesen für sein Denken prägenden Gedanken in den beiden Thesen, mit denen er seine berühmte Schrift »Von der Freiheit eines Christenmenschen« einleitet:

»Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemandem untertan. Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.«

Dass der Christenmensch niemandem untertan, sondern ein freier Herr aller Dinge sein soll, für diese Überzeugung steht die Szene vor dem Kaiser. Wir würden das heute »Zivilcourage« nennen. Dass wir mutig für die Wahrheit einstehen und uns durch mögliche Nachteile nicht einschüchtern lassen, ist heute so aktuell wie damals. Die Demokratie lebt davon!

Die Demokratie lebt aber auch von dem, was die zweite These zum Ausdruck bringt: Freiheit heißt eben nicht, dass wir unbehelligt bleiben von den Ansprüchen und Bedürfnissen anderer. Sondern Freiheit heißt immer auch

Verantwortung für den Nächsten. Als freie Christenmenschen sind wir immer auch dienstbar gegenüber den anderen, die uns brauchen. Deswegen ist für das reformatorische Freiheitsverständnis Freiheit immer untrennbar verbunden mit sozialer Gerechtigkeit. Es ist eben kein Zufall, dass Martin Luther einer der schärfsten Kritiker des Frühkapitalismus im 16. Jahrhundert war. Es war die biblische Option für die Schwachen, die ihn dazu gedrängt hat und die zugleich prägend für sein Verständnis von Freiheit geworden ist.

Ob zur Zeit des Alten Testaments oder zur Zeit der Reformation oder heute – der Auftrag Gottes an uns ist klar: »Schaffet Recht dem Armen und der Waise und helft dem Elenden und Bedürftigen zum Recht. Errettet den Geringen und Armen und erlöst ihn aus der Gewalt der Gottlosen.«

Möge diese Predigthilfe zur Friedensdekade helfen, diesen Auftrag heute neu zur Sprache zu bringen!

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

das Motto der Friedensdekade ist »Solidarisch?« Damit ist ein sehr weites Feld angedeutet. Durch das Stichwort »uneingeschränkte Solidarität«, die nach dem 11. September 2001 Gerhard Schröder gegenüber den USA ausrief, ist deutlich geworden, dass Solidarität und Frieden nicht unbedingt dasselbe sind. Nun beginnt die Friedensdekade in diesem Jahr am 10. November, dem 530. Geburtstag Luthers, ein Tag, an dem vor 75 Jahren nicht nur Fenster und Leuchter splitterten (»Reichskristallnacht«) , Feuer schwelten und ein erster Rauch aufstieg, den künftigen ankündigend, sondern in Pogromen wüstes Unheil gegen die jüdische Minderheit in Deutschland angerichtet wurde. Im Luther-Gedenkjahr »Reformation und Toleranz« sind wir mit den Erinnerungen an die Novemberpogrome 1938 mitten im Unfrieden, der Entsolidarisierung. Luther wollte von den Nöten der Bauern nicht viel wissen, von denen der Juden gar nichts. Und die Kirchen waren vor 75 Jahren kriegsbegeistert, sie kannten keine Solidarität mit den Nachbarländern, mit den bedrängten und verfolgten Juden und den vielen anderen, die anders waren als sie…

So stehen wir am Anfang der Friedensdekade mitten in der Geschichte von Gewalt, an der unsere Tradition entschieden und manchmal auch entscheidend beteiligt war. Diese Erfahrung hat unsere Kirchen und Gemeinden, unsere Gesellschaft verändert. Nehmen wir den Militarismus auch der Christen in der Weimarer Zeit und dem beginnenden 2. Weltkrieg ohne Scheu wahr, ahnen wir, wie viele Schritte schon getan wurden, zu einer neuen Sicht von Glauben und Leben, zu einer *anderen* kirchlichen Verkündigung und gemeindlichen Praxis zu gelangen. Und doch bleibt, verglichen mit biblischer Sehnsucht nach Befreiung, Frieden und Gerechtigkeit und dem Reich Gottes oder einer von dieser Verheißung getragenen Christenheit, noch ein langer, vielleicht unendlich weiter Weg.

Die Texte der vorliegenden Predigthilfe nehmen an dieser Sehnsucht ihr Maß. Anders gesagt, die Texte für den drittletzten Sonntag nach Trinitatis beziehen sich auf diese Sehnsüchte als Fragen nach unserem Verhältnis zu Recht und Gerechtigkeit und als Fragen zu Gottes Handeln und dem unsrigen. Dazu gehört ein Lukastext aus der KLAK-Perikopenordnung, der auch gleichzeitig in der gängigen Ordnung von 1978 Predigttext ist; außerdem die lukanische Erzählung vom unwilligen Richter und der heiligen Unzufriedenheit der Witwe aus der KLAK-Ordnung sowie der von der »Friedensdekade« ausgesuchte Psalm 82. Wir hoffen sehr, dass zu Ihnen und Euch einer der Texte sprechen und damit sprechbar wird. Eine kleine Reihe beginnen wir mit dieser Predigt-

hilfe auch, nämlich Nachdenken über zentrale theologische Kategorien von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste: in diesem Heft jenes Leitwort, das mit dem Friedensbegriff so eng ist: *Versöhnung*, getreu dem geistlichen Impuls von Lothar Kreyssig, Gründer von ASF: »Es ist so wenig Frieden, weil so wenig Versöhnung ist.«

Impulse für Schritte und Gedanken zum Frieden gibt dann der Nachruf auf den kürzlich verstorbenen Ernst Klee, der sein Leben der Aufdeckung der Gewaltgeschichte seiner protestantischen Kirche besonders gegenüber Menschen mit Behinderungen widmete. Gewalt auch in den Bildern von Bedřich Fritta, der Zeichner des Ghettos Terezín/Theresienstadt, der dem Schein des Vorzeigelagers seine Bilder entgegensetzte. Eine andere Art, der Gewalt etwas entgegenzusetzen, beschreibt der Artikel zu der »Aktion Aufschrei« zu der Rüstungsexport-Rekordnation Deutschland.

Wir danken allen Autoren und Autorinnen für ihr Mitwirken am Entstehen dieser Predigthilfe!

Nicht zu vergessen: Alle Anstöße, Impulse und Materialien, wie immer liebevoll und dicht zusammengestellt von Ingrid Schmidt und Helmut Ruppel, und die Berichte der Freiwilligen wollen zu Gemeindeabenden, Andachten, Meditationen und Gottesdiensten während der Dekade anregen!

Wir hoffen, dass Sie und Ihr diese Predigthilfe nutzen könnt und unsere Arbeit im Gedächtnis habt, wenn es um Kollekten geht! Wenn schon Goethes Grazien im Faust singen können: »Leget Anmut in das Geben!«, um wie viel mehr kann dies eine Christengemeinde…

In dieser Hoffnung und getragen von der Verheißung von Gottes Frieden und Gerechtigkeit grüßt Sie

Jutta Weduwen
Geschäftsführerin von ASF

↓ Bedřich Fritta, Vor dem Transport, 1943/44 (Tusche, Feder und Pinsel, laviert, 32,3 x 25 cm)

KAPITEL I

Anstöße aus der biblischen Tradition

Der Richter, die Witwe und die heilige Unzufriedenheit

Helmut Ruppel

I. Vorwort und Nachgeschichte

Welche biblische Geschichte spielt im nachstehend geschilderten kommunalpolitischen Konflikt die *entscheidende* Rolle:

Die Bewohnerinnen eines Slums in Uruguay beschäftigten sich in ihrer Bibel-Lese-Gruppe mit einer biblischen Kurzgeschichte. Zwei Monate später hörten sie von einer öffentlichen Aktion der Stadtverwaltung: Sie wolle mit einer öffentlichen Demonstration ihre Großzügigkeit gegenüber der Slumbevölkerung darstellen. Die Frauen erinnerten sich an die biblische Erzählung und zugleich an die Mängel in der Grundversorgung ihres Viertels. Wie lange war ihnen der Anschluss an die Wasserversorgung versprochen worden und nichts war geschehen! So nutzten sie die selbstgefällige Zeremonie der städtischen Repräsentanten, warfen spontan die Inszenierung der Wohltaten über den Haufen, blamierten die selbstherrlichen Wohltäter, indem sie lautstark straßentheaterhaft die biblische Geschichte vortrugen. Binnen weniger Wochen erhalten sie den Wasseranschluss…

Es ließe sich auch die Geschichte von der selbstbewussten jungen Frau erzählen, die ihre Mühen in der Bibelgruppe hatte mit der ewig querulanten Witwe im Lukasevangelium, bis … ja, bis sie ihre Erfahrungen machte mit der Bürokratie, die lange, lange die angemessene Therapie für ein schwer behindertes Familienmitglied zäh verweigerte. Da blieb ihr als Kraftquelle am Ende nur noch *diese* Erzählung…

II. Lukas 18, 1-8 oder Wie eine Witwe und ein Richter die Phantasie anregen

Wir haben mit der Wirkungsgeschichte begonnen, weil Annette Merz[1] das Gleichnis von Witwe und Richter für »eines der am meisten deutungsoffenen Gleichnisse Jesu« erachtet. Ohne Mühe ließe sie sich in Hebels »Schatzkästlein« oder Brechts »Kalendergeschichten« einbauen – nur: Diese haben von ihr gelernt! Das knappe Gleichnis mit dem burlesken Schluss hat nun Rahmungen und Deutungen erhalten, die selbst sich schon bemühen, der Deutungsoffenheit Zügel anzulegen. Und so ist eine extrem weite Auslegungsgeschichte gewachsen, die vielen Gründen geschuldet ist, wobei die Wachstumsprozesse des Textbestandes, die damit verbundenen Auslegungsansätze

immer neue textliche Schwerpunkte ins Licht rücken. Die Predigtgeschichte bringt die Windungen und Wendungen in der Auslegung an den Tag, wobei Barth, Bohren, Goes, Huber, Jetter, Jüngel, Iwand und Marquardt kräftige Lichter gesetzt haben; verständlich, dass der Text den Mirjams-Sonntagen und den *Weltgebetstagen* zu deutlicher Sprache verhilft. In jüngster Zeit und mit dem Ernstnehmen der Bildhälfte richtet sich die Aufmerksamkeit auf die Witwe, ihre Lage, ihr Handeln und auf die Reihe weiterer starker Frauen – ein beeindruckender Zugewinn an biblischen Porträts! Sätze, wie sie Karl Herbert[2] bündig und knapp 1963 von der »wirklichen Gemeinde Jesu Christi« sagen konnte – »Sie ist die Witwe« – sind heute so nicht mehr zu hören. Wobei gewiss Herbert 15 Jahre nach dem Weltkriegsende die sozialpolitische Lage von Witwen auch vor Augen stand im *Gemeindealltag*.

Die extremen Umstrittenheiten beginnen – wie nicht anders zu erwarten – mit der Übersetzung. Wir folgen beim Übersetzen Annette Merz, deren Kern-Text V. 3 von der *Zürcher neu, der Bibel in gerechter Sprache,* der *Einheitsübersetzung und u. a. von Jüngel* – »Verschaffe mir Recht!« – dagegen von *Menge, Luther 84* und u. a. *Bohren und Huber* mit »Schaffe mir Recht!« übersetzt wird.

Merz hat zudem den Vorzug, eine kräftig-sinnliche Sprache zu wählen, die nicht abschwächt oder »überträgt.« Man sollte nicht exegetisch klug erwähnen, dass *hypopiazo* aus der Boxersphäre stammt, in den Übersetzungen aber den Hieb vermeiden… Das Gleichnis will den Richter karikieren, den Bohren treffend »Großhans und Waschlappen« nennt[3]. Eben dies ist es, was den Text für viele so anstößig macht, wenn das Richterbild auf Gott hin durchsichtig wird. »Die großen Theologen der Christenheit haben ungern oder gar nicht darüber gepredigt«, merkt Jüngel[4] verständnisvoll an. Große Not bereitet auch V.7b: Verzieht Gottes Hilfe qualvoll? Oder liegt Gottes Langmut vor? Hier muss das Gesamtverständnis des Textes über die Übersetzung entscheiden.

Das folgende Schriftbild will Struktur und Wachstum des Textes veranschaulichen. Eine *erste Leseaufgabe* sollte sein: Wir hören eine mitgelieferte Deutung in V.1 des bis hierher keineswegs Erzählten – ist es *die* Deutung oder *eine* Deutung? Rutschen wir nicht geradewegs aufs Gleis der Allegorie, wenn wir die Schlussdeutungen ebenso ernst nehmen? Von den extrem umstrittenen Exegesen zu den Wachstumsprozessen des Textes abgesehen – empfiehlt es sich nicht, den Textkern VV.2-5 zunächst allein zu betrachten?

Lukas 18,1-8

1 *Er sagte ihnen aber folgende Parabel darüber, dass sie immerzu beten müssten und die Hoffnung nicht verlieren dürften:*

2 In einer Stadt lebte ein Richter, der Gott nicht fürchtete und vor keinem Menschen Respekt hatte.
3 Eine Witwe aber lebte in jener Stadt, die kam pausenlos zu ihm gelaufen und sagte immer wieder: »Verschaffe mir Recht gegen meinen Widersacher.«
4 Er aber wollte eine ganze Weile nicht. Danach aber sagte er zu sich selbst: »Wenn ich auch Gott nicht fürchte und vor keinem Menschen Respekt habe, will ich doch dieser Witwe,
5 weil sie mir so viel Mühe macht, Recht verschaffen, sonst kommt sie am Ende noch und verpasst mir ein blaues Auge.«
6 *Der Herr aber sagte: Hört, was der ungerechte Richter sagt!*
7 *Sollte nicht Gott Vergebung üben zugunsten seiner Auserwählten, die zu ihm schreien Tag und Nacht? Oder zögert er bei ihnen lange? (alternativ: und er ist langmütig ihnen gegenüber?)*
8 *Ich sage euch: Er wird zu ihren Gunsten Vergeltung üben in Kürze. Aber wird der Menschensohn, wenn er kommt, noch Glauben vorfinden auf der Erde?*

III. Lukas 18, 2-5 oder Wie eine Witwe nicht Hilfe erbittet, sondern Gerechtigkeit einfordert

Das Schriftbild legt nahe, den erkennbaren Text-Kern in den VV.2-5 zuerst auszulegen. Aus allen, ja, *allen* Auslegungen ist vorrangig zu lernen: Äußerste Phantasieaskese! Vom »Alltag eines palästinensischen Landstädtchens«[5] bis zur Beobachtung, dass manchmal »auch junge Frauen verwitwet« sind[6], von der Vorstellung, dass die Frau eines »jüngst verstorbenen Mannes«[7] es schwer hat mit dem »Schrank von einem Mannsbild, von einer grämlichen Witwe, wie von einer Fliege umschwirrt«[8], sind glühende Empathie und lodernde Empörung zur Stelle, bis hin zu dem verblüffenden Schluss, dass der Ausgang des Gleichnisses vom Sieg »des kleinen Mannes bei Gott«[9] Kunde gibt … Phantasieaskese! Selbst Huber, der im Mai beim Hamburger Kirchentag[10] konstatiert, es werde nicht gesagt, worin das schwere, der Witwe zugefügte Unrecht bestehe, fährt dann, narrativ geradezu advokatorisch beschwingt, fort: »Es mag darum gehen…«. Phantasieaskese meint kein Verbot der historischen Rekonstruktion der sozial-kulturellen Lebenskontexte der Witwen im antiken Israel und im Lukas bekannten Mittelmeerraum; Merz und Standhartinger stellen dazu viel Wissenswertes[11] bereit; das betrifft auch die theologisch-politische Aufgabe eines Richters in Israel, die darzustellen sich jede Auslegung strikt bemüht!

Versuchen wir Kurzporträts der handelnden Personen: Gottes- und Nächstenliebe, darin stimmen Jesus und ein Schriftgelehrter bei Lukas (10,25-28) überein, geben dem höchsten Gebot Gestalt – der Richter jedoch folgt dem nicht – er ist selbst-herrlich »sich in jeder Hinsicht selbst der Nächste … Inbegriff des

Verkehrten ... ein Richter ... dessen Berufsethos zum Himmel stinkt.«[12]. In einem Selbstgespräch (!) bestätigt er unglaublich unverfroren seine Gottlosigkeit und Menschenverachtung, er, der nach Psalm 82,6 Gottes Gerechtigkeit auf Erden einzuüben hat. Auch in islamischen Gesellschaften verkörpert noch heute der Richter die Gerechtigkeit Gottes auf Erden. In dem iranischen Spielfilm »Nader und Simin« ist ein solcher Richter sehr eindrücklich gezeigt. Doch dieser hier ist ein groteskes Gegenbeispiel zu allem, was sein soll, ein »schreckliches Mannsbild«, so zürnend Rudolf Bohren.

Eine Witwe muss nicht charakterlich skizziert werden, ihre Lage, insbesondere vor Gericht, ist Hörenden und Lesenden bewusst; nur dass sie offensichtlich untypisch reagiert in einem für sie entscheidenden Konfliktfall wird zu ihrer Charakterisierung erwähnt. Es gibt Papyri[13] mit Gerichtseingaben von Witwen, die einen demütigen, auf Mitleid zielenden Ton anstimmen, wohl in realistischer Einschätzung der offenbar häufig zugunsten der ökonomisch besser gestellten Seite urteilenden Richter. Hier liegt der Eklat: Mit geradezu prophetischem Gestus[14] und unbeeindruckter Selbstachtung tritt sie als Witwe – kein männlicher Beistand weit und breit – öffentlich (prophetische Zeichenhandlungen wie Straßentheater u. ä. waren öffentlich) dem Richter gegenüber, keine Demutskonventionen, keine Ehrbezeugungen, eher auf dem Weg zur Mutter Courage oder unwürdigen Greisin. Ihr Mangel an Scheu und Bescheidenheit entspringt offenbar ihrer Kenntnis der Rechtslage, mehr noch, des offenbarten Willens Gottes und seiner Gerechtigkeit, die konkret werden zu lassen sie den Richter zum wiederholten Malen auffordert. Bevor die prägnante Wendung von der »Arroganz der Macht« gefunden wurde – hier steht sie schon!

Der Richter ist selbst-herrlich und dick-fellig, die Worte der Witwe dringen nicht zu seinem Herzen, dem biblischen Entscheidungszentrum, vor.
Die Verse 2-4a haben eine Szene aufgebaut, angesichts derer man nur zwei Lösungen ahnen und wünschen kann: Gott bestraft den Richter (Lk. 12,20) oder der Richter übt Umkehr, wendet sich der Witwe zu.

Tertium datur! Aber: Trivial und banal (und männlich?) – er hat Angst vor der öffentlichen Schlappe, in einem alle belustigenden öffentlichen Ansehensverlust davonzumüssen, war er doch einer, der Gott nicht fürchtete und vor keinem Menschen Respekt hatte, jetzt aber mit einem blauen Augen (»zerkratzten Gesicht und blauen Flecken« bei Goes) von einer Witwe... Ob im Geheimen *auch er* manchen Sympathisanten durch die Jahrhunderte hatte...?

Erzählt das Gleichnis von einer *bittenden* Witwe? Erzählt es, so Merz, nicht eher von der »durch zähen Einsatz errungenen Verwirklichung von Gerechtigkeit«? Sind biblische Witwen nicht ein Sinnbild für den Widerstand gegen

patriarchalisches Unrecht, ja, »göttliche Agentinnen« nennt sie Angela Standhartinger sie (s. u.).

III. Lukas 18, 2-5 oder Wie einer Witwe gelang, was Menschen und Gott nicht gelang

»In den Psalmen gibt es eine Gebetsstruktur, die ihrer Sprachbewegung dem Vorgang im Gleichnis der Witwe ähnelt«, so setzt Bohren[15] an, die empfundene Ewigkeit von »Nichthören und Nichtantworten« zwischen Beter und Gott biblisch in Blick zu nehmen. Betende lassen sich dort Gott nicht zum Ungott machen oder zum apathisch hingenommenen »Schicksal«, ein Vorgang, gegen den schon Barth[16] nach dem ersten Weltkrieg und Iwand[17] nach dem zweiten Weltkrieg leidenschaftlich kämpften. Diesen von Barth und Iwand beschriebenen Kampf gegen die Gleichsetzung von Gott und Schicksal – »Machen kannst du nichts dagegen! Du kannst aber dagegen glauben: Dann gibt's ein Loch ins Schicksal, dann weicht es auf einmal zurück. Der große Herr kann auch anders« – buchstabiert Bohren in den Klagepsalmen, in den Klageliedern, im Kampf am Jabbok – »denn du hast mit Gott und Menschen gestritten und hast obsiegt« – im Vaterunser, in den Worten der Syrophönizierin – »sie überwindet den, der nicht helfen will«. Es ließen sich viele von Abraham über Jeremia bis Hiob und Jesus hinzufügen, zuvörderst die Witwe, die das Gesangbuchlied nach dem Text singen: »Gib dich *nicht* zufrieden und sei *nicht* stille!« Fr.-W. Marquardt[18] sieht im Gleichnis das von »Jesus verordnete Querulantentum … das Trotzmittel … damit wir richtige Querulanten werden können« mit kräftigem »Gebetstrotz«. Darin nehmen wir das biblische »Recht des Menschen auf Klage« wahr[19]. Später spricht dann der Dogmatiker J. B. Metz in Aufnahme von Nelly Sachs' Worten von einer »Landschaft aus Schreien«[20] und Israels Theodizeeempfindlichkeit, plädiert für eine Karsamstagschristologie. Für ihn wären das Schreien der Witwe und liturgisch gezähmt-gelassene Selbstversöhntheit zwei Welten… Der Widerspruch zwischen Verheißung des Gottesrechts für die Elenden und der bleiernen Realität vermag Kräfte zu entfesseln, mit denen Juden das tun, wovon die Christen nur singen: »Bereitet doch feintüchtig den Weg dem großen Gast…«

Aller Kampf, alles schamlose Andrängen, alles Gezeter, alle Leidenschaft kommen zu nichts ohne die einzige Voraussetzung, die hier gelten muss: »Gott ist einer, den man beeinflussen kann!« Der tiefste Glaube, die höchste Entschiedenheit, die dichteste Konzentration und die weitest gespannte Energie leben von einer Existenz stärkenden Erfahrung, dass *»er tut, was wir wollen«*[21].

Alles andere wäre Schicksal – ein Wort, das die Bibel nicht kennt. Merz[22] legt großen Wert auf das Anti-Schicksalsdenken der Bibel und entfaltet ein-

drücklich »jüdische und frühchristliche Witwenspiritualität und Erzähltraditionen über starke Witwen« und deren unerschrockenes, listiges, kluges und öffentlichkeitswirksames Handeln und Reden – Tamar, Judith, Ruth, die kluge Frau von Tekoa und die Mutter der sieben Söhne gehören dazu. Gott als »Richter der Witwen«, wie er in Spr. 12,23, Ps. 67,6 (LXX) und besonders Sir. 35,11-23 genannt wird, muss den frühchristlichen Schriftgelehrten vor Augen gestanden haben. Wo immer der Ausgangspunkt für das Verständnis des Gleichnisses genommen wird – beim endlich sich beugenden Richter, beim unerhörten Verhalten der Witwe – zwingt die Vielzahl der Deutungshorizonte jede Predigt, biblische Traditionslinien aufzunehmen. Schon die Rahmungen verraten diese »lukanische« Praxis: Der Eingangsvers möchte zum anhaltenden Beten/Bitten aufrufen, obwohl das Wort »bitten« im Text nicht genannt wird. Der Schlussrahmen führt zu einem Gottesbild, für das man mit Jüngel nach Luther »starke Nerven« braucht. Die wohl spät zugefügte offene Schlussfrage wird von Bohren [23] am sachgemäßesten aufgenommen: Er beginnt seine Predigt: »Wir sind zusammengekommen, ›damit des Menschen Sohn bei seinem Kommen Glauben finde‹ – auch bei uns.«

IV. Lukas 18, 1-8 oder Wie das Evangelium dem Teufel ein Stündlein die Gottheit gönnte

Wenden wir uns zum Schluss noch einmal dem herausfordernden Entsprechungsverhältnis von Richter und Gott zu: »Wer von *diesem* Gott ehrlich reden will, wird die gefährliche Nachbarschaft zur Gottlosigkeit kaum vermeiden können. Jesus hat sie jedenfalls nicht gescheut. Und das hat zumindest den entscheidenden Vorteil, dass seine Predigt niemals – langweilig wird.« Langweilig nein, aber zumutbar? Jüngel [24] fragt deswegen auch: »Wer hat schon so starke Nerven, dass er mit Martin Luther zu behaupten wagt: ›Ich muss dem Teufel ein Stündlein die Gottheit gönnen und unserem Gott die Teufelheit zuschreiben.‹«

Er zieht angesichts des Gleichnisses den Schluss: »Jesus jedenfalls ist so verwegen, von Gott anders zu reden als die nach ihm kommenden Dogmatiker, die das Erhabene und Vollkommene der Welt ins Unendliche steigern und dann *göttlich* nennen.« Dieses Denken führt geradewegs zu dem nur noch »ganz Anderen« [25], der Menschen in der empfundenen hoffnungslosen Kluft zwischen Gott und Mensch verzweifeln lassen kann. »Für sie setzt Jesus sozusagen auf einen Schelm anderthalbe und gibt dem skrupellosen Selbstgespräch des verkehrten Mannes eine wahrhaft göttliche Pointe … er (Gott) mag so erhaben und heilig sein wie er will, auch ihn schmerzt es, wenn man ihm ins Gesicht schlägt … mit seinem Gleichnis will Jesus dem zuvorkommen.

Er will uns ermutigen, erneut mit Gott zu reden … denn nur in der ehrlichen Luft, in der die Gottes-Klage und Anklage möglich ist, kann auch die Bitte um Gottes Hilfe gedeihen.

Nur wer Gott etwas zuzumuten vermag, wird ihm auch etwas *zutrauen*.« Dies ist ein Grundton der Psalmen-Sprache und unversehens bekommt man ein Gehör und Gespür für durchgehende Sprachstränge in Thora und Jesus-Rede.

Jüngel, der seine Auslegung im Schlagschatten des Mauerfalls (!) vorträgt und die von Metz geforderte Theodizee-Empfindlichkeit erprobt, steht in einer Traditionslinie mit Iwand, der den Text nach 1945 auslegt[26] und ebenfalls vehement dafür streitet, »dass Gott ›geweckt‹« wird, dass die »Impertinenz« der Witwe wieder die »Erhörbarkeit« erfahrbar macht. Barth/Thurneysen sprachen nach 1918 von Schicksal, Iwand nach 1945 vom unbeweglichen Fatum, Jüngel streicht stark die »verkehrte Welt« heraus – es geht jeweils um Ausweglosigkeit, Aussichtslosigkeit, drohende Depression und allmähliche Apathie.

Von diesem so schier unüberwindbaren »Gegenüber«, »der stummen Resignation angesichts einer leidvollen Wirklichkeit«[27] scheint Huber frei; er umgeht die Transparenz des Richters zu Gott hin, wie »menschliche Schäbigkeit zum Transparent göttlicher Großzügigkeit« wird (Klein) und erkennt in der Überwindung des Richters durch die Beharrlichkeit der Witwe ein Hoffnungszeichen des Reiches Gottes, der »Gerechtigkeit inmitten der Gerechtigkeit«. Dies schafft ihm Raum, auf mehr Hoffnungszeichen zu setzen, womit er zum Flug über die Hoffnungszeichen unserer Zeit ansetzt: Vom Wirtschaftswunder zur Energiewende, aber auch die Jugendarbeitslosigkeit wird auf die Agenda kirchlicher Sozialethik gesetzt. Er erinnert die Kirchen an ihre Gaben des »unverschämten Drängens«… Doch kämpft das Gleichnis nicht auch gegen die »Resignation des Glaubens angesichts der Verheißungslosigkeit des alltäglichen Daseins« (Ernst Lange)?

Gegen die Resignation? Ja. Und für den Nach-Druck im Beten »auf Erden«! Denn Lukas endet mit der fast bangen Frage: »Wird der Sohn des Menschen, wenn er kommt auf Erden, den Glauben finden?« Es geht nicht um den Himmel, es geht um unseren Glauben im Beten, Schreien, im Tun, im Leben – hier.

V. Lukas 18, 1-8 oder
Wie Johann Christoph Blumhardt das Gleichnis 1860 hörte

»O meine lieben Freunde, das ist am Ende das Schlimmste, Glauben haben und doch Unglauben, Glauben haben und doch keinen haben, einen Heiland haben und ihm nichts zutrauen; von einem Heiland reden, vor welchem sich noch alle Knie beugen müssen, und doch eigentlich glauben, dass der Teufel mächtiger sei … wenn sie überzeugt wären: Jesus,

unser Bruder, hat die Macht … nur mit diesem Glauben werden wir die Kräfte Gottes von oben herunterziehen, dass die Elenden mögen Leben und volles Genüge haben.«
Joh. Christoph Blumhardt, Der Heiland kommt, Schlüchtern, 1925, 75ff, 83

Anmerkungen:

Angela Standhartinger hat Untersuchungen zu »Witwen im Neuen Testament« unter diesem Titel in: F. Crüsemann (Hg.), Dem Tod nicht glauben, FS Schottroff, Gütersloh 2204; in: A.M. van Hauff (Hg.), Frauen gestalten Diakonie, Bd 1, Stuttgart 2007, 141-154

1 Annette Merz, Die Stärke der Schwachen (Von der bittenden Witwe), in: Kompendium der Gleichnisse Jesu, hrsg.v. Ruben Zimmermann, in Zusammenarbeit mit Detlev Dormeyer, Gabi Kühn, Annette Merz u.a., 667-679, (1200 S.!), Gütersloh 2007; im Internet als pdf-Datei: www.ev.theologie uni-mainz.de/076_Lk. 18.1-8_merz.pdf.
2 In: GPM 1962/63 zu Lk. 18, 1-8, 355-361, 358
3 Glaubensrecht, in : Rudolf Bohren, Wider den Ungeist, Predigten, München 1989, 68-72, 70.
4 Lk. 18, 1-8, Predigt in: Zum Staunen geboren, Predigten Bd.6, 126-133, 130, Stuttgart 2004
5 Arnold Falkenroth zu Lk. 18,1-8, in: hören und fragen, Eine Predigthilfe, hrsg. v. A Falkenroth und H.J. Held, Bd 3, Teil 2, 227-234, 228, Neukirchen 1975
6 Wolfgang Huber, Gerechtigkeit inmitten von Ungerechtigkeit, Bibelarbeit über Lk. 18,1-8, erreichbar: www.wolfganghuber.info/predigten, 1-18, 5
7 ebd.
8 Werner Jetter, Dranbleiben, Predigt über Lk. 18, 1-8, 175-185, 182 in: ders., Vertrauen lernen, Versuche, vom Glauben zu reden, Göttingen 1981
9 Friedrich-Wilhelm Marquardt, Predigt über Lk. 18, 1-8, in: Lasset uns mit Jesus ziehen, 131-140, 140, Neuendettelsau 2004
10 Huber, a. a. D., 5
11 Merz, a. a. O., 669
12 Jüngel, a. a. D., 127
13 Merz a. a. D., 670
14 Merz, ebd.
15 Bohren, a. a. O., 70f.
16 Karl Barth/Eduard Thurneysen, Suchet Gott, so werdet ihr leben, 18ff., 28 München 1928
17 Hans Joachim Iwand, Predigtmeditation über Lk. 18,1-8, in: ders., Predigt-Meditationen 1966, 3. Aufl., 316-320, bes. 318
18 a. a. O., 145
19 Peter von der Osten-Sacken, Jeremia oder das Recht des Menschen auf Klage, in: ders., Anstöße aus der Schrift, 17-25, Neukirchen 1981
20 Johann Baptist Metz, Theodizee-empfindliche Gottesrede, in: ders., (Hg), »Landschaft aus Schreien«, Zur Dramatik der Theodizeefrage, 81-102,
21 So lässt Marquardt seine Predigt enden, am 9.11.1969…
22 Merz a. a. O., 676ff
23 Bohren a. a. O., 69
24 Jüngel a. a. O.,130f.
25 Zu dem Bettina Naumann wieder gelangt in der jüngsten Predigtmeditation in: Predigtstudien 2012/13, 2. Halbband, Lk. 18,1-8, Gerechtigkeit und Trost, 226-229, 228, Stuttgart 2013 Predigt
26 s. Anm. 17
27 Frank Michael Lütze, Gott ist mein Recht, Lk. 18, 1-8, in: Predigtstudien 2006/07, Stuttgart 2007, 219-222, 220

Mit Dank an Bundesrichter a. D. Peter Lemmel für anregende Gespräche

Versöhnung als Ursprung und Ziel theo-politischen Tuns

Christian Staffa

»Im Bild des Juden, das die Völkischen vor der Welt aufrichten, drücken sie ihr eigenes Wesen aus. Ihr Gelüste ist ausschließlicher Besitz, Aneignung, Macht ohne Grenzen, um jeden Preis. Den Juden mit dieser Schuld beladen, als Herrscher verhöhnt, schlagen sie ans Kreuz, endlos das Opfer wiederholend, an dessen Kraft sie nicht glauben können.«[1]

Dieser Satz von Theodor W. Adorno begleitet mich als schmerzhafte Erklärung gewaltförmiger christlicher Praxis in der Geschichte nicht nur des Nationalsozialismus. Dass Adorno hier gerade nicht »Christen« sondern »die Völkischen« sagt, macht es nicht ernsthaft besser. Waren es ja nicht die Wotangläubigen oder atheistischen NS-Gläubigen, sondern die völkischen Christen, die an ein Opfer hätten glauben können und sollen, das die Kraft hat, die Welt zum Besseren hin zu verändern, sie und uns zu Frieden und Gerechtigkeit zu bewegen. Ein Opfer, das gemordet wurde von den Römern, seinen Weg der Befolgung der Torah bis zum Ende ging, wie Israel ein Kind Gottes, ein Opfer, das Gott nach dem grausamen Tod am Kreuz wieder zum Leben bringt und damit zeigt: Ich stehe für euch ein. Der Tod soll nicht das letzte Wort haben, Frieden und Gerechtigkeit haben entgegen allem Anschein eine Chance – Rettung ist kein hilflos romantisches Wort, es ist verheißene und angebrochene Wirklichkeit.

Aber so viele haben es so lange nicht geglaubt, und immer wieder an den anderen, insbesondere den Juden, durch Gewalt und Zwang sich in angstbesessener oder auch not-gedrungener Überheblichkeit bestätigen müssen, dass wir Christen doch näher an Gott und im Recht seien. Adorno macht aber zweitens darauf aufmerksam, dass darüber hinaus die Annahme von uns Menschenkindern, wie wir nun einmal sind, die Gott in diesem Geschehen uns Christen aus den Völkern zuspricht, nicht wirklich geglaubt wird. Denn die eigene Schuld wird den anderen auf die Schultern geladen und an ihnen bekämpft und hier bei den Völkischen in aller Intensität selbst gelebt. Das ist ein zentraler Mechanismus menschlichen Umgangs miteinander, der in seiner Auswirkung bei Adorno in aller Kürze und präzise beschrieben ist: Das Fremde, die Fremden – die auch die vertrauten Nachbarn sein können – werden zu Projektions- und Bearbeitungsflächen der eigenen negativen Eigenschaften oder eben auch der Unfähigkeit zu glauben. Denn – und das wäre dann die dritte zugegebenermaßen verschränkte Ebene: Sie schlagen den Juden auch ans Kreuz, weil sie nicht an die Vergebung der Sünden durch Jesus

Christus, nicht an seine Auferweckung glauben können und »der Jude« bewusst für diesen »fehlenden« Glauben steht. Sie, die Juden, glauben an Gott, aber nicht an Jesus Christus, sie warten weiter auf ihren Messias. Das ist ihr Vergehen, das bei christlicher Unsicherheit über die Tragfähigkeit des eigenen Glaubens an diesen Messias Jesus verschärft geahndet wird. Unversöhnte Existenz unter dem Schein der Versöhnung, die sich selbst annehmen muss, weil sie sich der Annahme an Kindesstatt durch den Gott Israels und Vater Jesu Christi nicht sicher ist, und doch sie vollmundig behauptet. So lernt ein Glaube, der zum Lieben auszog, zu hassen, weil er sich nicht erkennen mag, kann, will.

Warum erzähle ich Ihnen und euch das alles? Weil aus meiner Perspektive dieser Mechanismus viel zu selten angesehen wird und wir deshalb auch viel zu schnell von der in Christus uns geschenkten Versöhnung sprechen, ohne uns der Gefahren der Rückseite dieser Schenkung bewusst zu sein. Diese Rückseite liegt nicht im Geschenk, sondern in uns, den Empfangenden.

Dieser Mechanismus gehört gerade im Lutherjahr, das sich dem Thema Toleranz verpflichtet weiß, zu den wichtigen Schlüsseln zu unserer Tradition. War es doch Luther, der vorgeblich zunächst judenfreundlich, dann massiv mörderisch judenfeindlich sich äußerte und ihnen ihr gesellschaftliches Elend anführte zum Erweis der Abwendung Gottes von seinem Volk. Er konnte nicht ertragen, dass die Juden nicht an den geborenen Juden Jesus Christus als Messias glaubten. Selbst also einer, der zutiefst vom Geschenkcharakters des Glaubens überzeugt war, der sich als gerechtfertigter Sünder mit Gott versöhnt glaubte, schwingt sich dazu auf, Gottes Urteil zu kennen und auch noch in Gewalthandlung zu vollstrecken.

»Wir haben vornehmlich darum noch keinen Frieden, weil zu wenig Versöhnung ist. ... Es droht zu spät zu werden. Aber noch können wir unbeschadet der Pflicht zu gewissenhafter politischer Entscheidung, der Selbstrechtfertigung, der Bitterkeit und dem Hass eine Kraft entgegensetzen, wenn wir selbst wirklich vergeben, Vergebung erbitten und diese Gesinnung praktizieren.«[2]

Verbunden mit dem allzumal zu dieser frühen Phase der Nachkriegszeit 1958, als ASF gegründet wurde, wohl deutlichsten Bekenntnis zum eigenen Versagen, das als Aufruhr gegen Gott, die sich im Mord von Millionen von Juden und dem Vernichtungskrieg zeigt, beschrieben wird, ist dies ein Aufruf zum demütigen, aber entschiedenen Handeln auf ein umkehrendes und damit vielleicht Versöhnung ermöglichendes Tun hin. Ein freies nur an Gottes Geschenk gebundenes Tun gespeist aus der Verheißung, dass wir von Gott angenommen sind, deren Gültigkeit für uns Christen sich aus der Treue

Gottes zu Israel und der Auferweckung des ermordeten Jesus erschließt.

1967 schreib Lothar Kreyssig: »... Ich habe zwar jüngst auf einem Vortrag in Leipzig am Ende den Satz gewagt: Versöhnung sei Einübung der Auferstehung und stehe auch dazu. Dann wäre der Dienst, der uns verbindet, Signal der Auferstehungswirklichkeit heute und – erschreckend zu denken – doch ein Hauch von dem ›Siehe, ich bin lebendig...‹ im Wochenspruch.«[3]

Mich fasziniert diese entschiedene Rede, die vor ihrer Vollmundigkeit erschrickt, weil sie um die Gefahr der Identifizierung von unserem Handeln und der Lebendigkeit Gottes weiß, aber eben auch um die Notwendigkeit eines auf diese Lebendigkeit orientierenden Tuns. Mit solcher Rede als Wagnis wird jedes romantisierende, entschärfende Reden von Versöhnung, die Streit vermeiden soll oder Konflikte verstecken will, abgewehrt und doch ihre handlungsorientierende verheißungsvolle Bedeutung behauptet.

Gerhard Jankowski, der sich um ein neues besseres Verstehen des Paulus mehr als verdient gemacht hat, macht darauf aufmerksam, dass das Nomen katallage und das Verb katallassow, die normalerweise mit Versöhnung und versöhnen übersetzt werden, eher mit »durch und durch verändern oder völlig verändern« angemessen übersetzt wird. Die Veränderung ist nach seinem Verständnis von Paulus die radikale Veränderung des »tödlichen« Gegensatzes von Juden und Völkern zugunsten einer gemeinsamen Perspektive einer neuen Schöpfung.[4] Botschafter dieser radikalen Veränderung sollen wir sein, oder um es angelehnt an Karl Barth zu sagen, BotschafterInnen der real verändernden Tatsache, dass Gott ist!

In dieser Perspektive könnte dann Versöhnung als wirklich verändernde Kraft uns bewegen, diese Welt entschieden und ohne gewaltförmige Projektionen zum besseren zu verändern, von dieser Öffnung des Gottes Israels für uns Völker her und in der Perspektive auf eine neue Schöpfung hin.

(Leitartikel Nagelkreuz newsletter Sommer 2013; Dresden)

---

1 Max Horkheimer, Theodor W. Adorno: Elemente des Antisemitismus, in: Max Horkheimer, Theodor W. Adorno: Dialektik der Aufklärung, S.151-186, Frankfurt a.M. 1971, S.151.
2 Aufruf von Lothar Kreyssig 1958 zur Gründung der Aktion Sühnezeichen in: Gabriele Kammerer, Aktion Sühnezeichen Friedensdienste – Man kann es einfach tun, Berlin 2008, S.12
3 Rundschreiben an Wochenbriefempfänger, gez. Lothar Kreyssig, dat. Hohen-Ferchesar, 22. März 1967
4 S. Gerhard Jankowski, Messianisch leben. Der zweite Brief des Paulus an die Korinther. Eine Auslegung. Texte und Kontexte, 131/132, Jg 3-4 2011, Dortmund, S. 41

Solidarisch mit den Geringen und den Waisen – Solidarisch mit Israel

Psalm 82 – Bitte um Gericht über uns, die Völker

AG-Theologie bei Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

»Steh auf, G´tt, richte die Erde, denn du bist (wirst sein? sei!?) Erbe über alle Völker.«
Psalm 82,8

Ein Psalm von Asaf

1 Gott steht in der Götterversammlung.
Inmitten der Götter hält er Gericht.
2 »Wie lange noch wollt ihr ungerecht richten/regieren
und das Angesicht der Frevler erheben. Sela
3 Richtet/rettet den Geringen und die Waise,
dem Armen und dem Bedürftigen schafft Gerechtigkeit!
4 Befreit den Geringen und den Elenden,
aus der Hand der Frevler reißt ihn heraus/rettet ihn!«
5 Sie erkannten nicht, und sie sehen nicht ein.
In Finsternis wandeln sie umher,
so geraten alle Grundfesten der Erde ins Wanken.
6 »Ich erkläre hiermit: Götter seid ihr zwar
und Söhne des Höchsten ihr allesamt.
7 Jedoch wie ein Mensch werdet ihr sterben,
und wie einer der Fürsten werdet ihr fallen!«
8 Steh auf, Gott, richte/regiere doch du die Erde,
ja, du, sollst dein Erbe übernehmen bei allen Völkern!

Übersetzung Erich Zenger 479f

Ein wuchtiger Psalm, der eindringlich Gerechtigkeit im wahrsten Sinne des Wortes einklagt. Die Frage, mit wem Gott sich da solidarisch erklärt, ist zunächst sehr eindeutig. Es sind die Geringen, die Armen und Bedürftigen und die Elenden. Am Ende aber scheint noch ein weiterer Aspekt auf. Gott soll die Erde regieren und also sein Erbe übernehmen bei den Völkern. Das wäre dann doch wohl die Solidarität mit dem Volk Israel, dass Gott die Welt regiere und nicht die Götter, die die Völker immer wieder gegen Israel anrennen lassen, wie in den Psalmen 79 und 80 verzweifelt beschrieben.

Erich Zenger urteilt: »Ps 82 bleibt einer der spektakulärsten Texte des Alten Testamentes, der in seiner Bedeutung bislang wenig erkannt ist. Mit seiner ›Definition‹ des wahren Gottes, der sein Gott-sein an das Schicksal der Armen und Entrechteten gebunden hat, ist der Psalm sowohl religionsgeschichtlich wie auch systematisch-theologisch originell und singulär.« (Zenger 492)

So hat er denn auch als einer der Bezugstexte der diesjährigen Friedensdekade einen wichtigen und richtigen Ort. Ist doch gerade durch den Spannungsbogen der Psalmen 79-83 der Zusammenhang von Frieden – was eben zunächst der Frieden Israels mit den Völkern ist, bzw. das Aufhören der Aggression der Völker gegen Israel und dies muss den Friedensbewegten auch eindringlich gesagt werden – und Gerechtigkeit in aller Deutlichkeit klargestellt.

Vers 1 bietet eine Überraschung. Gott richtet in einer Götterversammlung, wenn diese »elohim« auch formal auf andere Stellen (Gen 1,26; Gen 28,10-13; 1. Kön 22,19-22; Jes 6, 2f; Hiob 1,6+2,1 u.a.) verweisen, wo Gott gleichsam in seiner/ihrer Sphäre AnsprechpartnerInnen hat, so scheint uns inhaltlich hier eine andere Art von Versammlung angesprochen. Es ist eine Abrechnung mit den kanaanäischen Göttern, mit den Göttern der Völker, die hier beginnt. Elohim richtet die Elohim – eine deutliche Ansage in einem Umfeld, in dem von dieser die ungerechten Götter und Herrscher richtenden Kraft Gottes vermutlich nicht sehr viel zu spüren ist.

Der Vers 2 fasst die Anklage gegen diese Götter vorab zusammen: Sie richten/regieren ungerecht und stützen Verbrecher. Auch hier sind wir zunächst oder bleibend irritiert, denn diese Anklage könnte ja auf der Rückseite auch meinen, dass es diesen Göttern durchaus möglich wäre, Gerechtigkeit zu üben. Dann also wären sie akzeptiert?! Wird hier das Gebot »Du sollst keine Götter neben mir haben!« suspendiert, wenn sie Gerechtigkeit übten?

Das könnte uns Pragmatismus lehren, getreu dem Satz, wer nicht gegen uns ist, ist für uns, auf die Götterwelt gemünzt, also auf die »Wesen«, an die Menschen ihr Herz hängen.

Ja, vielleicht könnten diese Götter das, wie in den Versen 3 + 4 gefordert, den Geringen, Armen und Waisen, den Gebeugten und Bedürftigen Recht zu schaffen und sie aus der Gewalt der Frevler zu erlösen/zu befreien. Etwas ungewohnt hier die Kategorisierung der Menschen, denen Gerechtigkeit widerfahren soll. Die Armen, Geringen und Bedürftigen und wieder die Geringen verweisen darauf, dass hier nicht die besonders Marginalisierten gemeint sind, sondern das Gros derjenigen, die den Herrschern untergeordnet sind, also der

Großteil des Volkes. Es geht also um einen wirklichen Systemwechsel, den die Götter in ihrer »eigentlichen« Funktion als Schützende und Recht Schaffende herbeiführen sollten.

Aber genau das tun sie nicht, wie Vers 5 wohl als Teil der Rahmenerzählung des Psalmisten oder eben der Gemeinde/Israel festhält. Egal, ob sie es könnten oder wollten, sie tun es nicht. Sie wandeln in Finsternis, sie folgen finsteren Wegen, einer Halacha des Unrechts.

Wie die toten Götzen (Jes 44,18) »wissen und verstehen sie nichts; sie sind verblendet, dass ihre Augen nichts sehen und ihre Herzen nichts merken können.« Und bringen durch ihr ungerechtes Richten/Regieren die Grundfesten der Erde ins Wanken.

Oder geraten sie ins Wanken, weil Gott gegen die Götter in das Geschehen eingreift? Dafür könnten parallele Stellen, z. B. bei Micha sprechen. In Mi 6,2 werden die Grundfesten der Erde zum Aufmerken aufgefordert, weil ha schem Israel richten will. Auch in Dtn 32,22 entzündet sich Feuer durch den Zorn von ha schem und zündet u. a. die Grundfesten der Erde an.

Erich Zenger[1] sieht eher die finsteren Gestalten am Werk (488). Für eine Predigt am 10. November, an dem 1938 die Pogrome des Vorabends weitergingen, scheint mir eine Entscheidung zugunsten der Lesart, die die Grundfesten der Welt durch die ungerechten Götter und ihre AnhängerInnen ins Wanken geraten. Die Götter der Nation, des Krieges und des Todes kehren die Werte des Humanen um oder bringen es zu sich selbst in Erfüllung – das wiederum hängt davon ab, wie wir das Humane aufladen –, widerstehen Gottes Gerechtigkeit und beschwören die Erwählung seines Volkes zum Tode, so wanken die Grundfesten der Erde, weil das Handeln der Gemeinde dieser Götter grundlegend zerstörerisch ist. Die andere Lesart brächte uns in Bedrängnis nicht nur bezogen auf den 9. November. Wenn das Zerstörerische das Ergebnis des Gerichtes Gottes über die Götter des gepflegt bürgerlichen, oft genug protestantischen Antisemitismus, des auch von Christen breit getragenen Militarismus und seinem Männlichkeitswahn ist? Dann wäre die Frage dringlich, warum kann Gott nicht vorher schon rettend für sein Volk eingreifen, wenn er es hinterher zum Gericht über die Täter kann? Auch unter Vermeidung dieses Verständnisses lässt sich festhalten, dass Zerstörung, die aus der Halacha des Unrechtes folgt, die Grundlagen der Zivilisation ins Wanken geraten lässt, und durchaus Tod und Verderben bringt auch über die Tätergesellschaft, die zuvor so gnadenlos Frevlern folgte.

Hier gilt es nun also zu scheiden zwischen den Opfern und den Tätern, weil das Wanken als Gericht nun sicher nicht als Gericht über die Opfer verstanden

werden darf. Sind sie es doch, deren Würde wieder hergestellt werden soll, deren gutes Leben Kriterium für die Beurteilung der Götter wird und letztlich eben zu deren Verhängnis. So verhängt dann der Gott Israels in den Versen 6 und 7 auch die Strafe, nachdem er/sie deutlich gemacht hat, dass sie wirklich Götter sind, also dass sie auch den Ansprüchen an Götter gerecht hätten werden müssen – diese Irritation verlässt uns nicht.

Aber sie werden sterben wie Menschen, wie die Fürsten werden sie fallen. Wieder hören wir, modern gesprochen, die Systemfrage aus diesen Worten. Die Götter sterben wie die Fürsten, beide schaffen nicht Recht. Nur der Gott Israels ist in der Lage dazu. Denn er setzt überhaupt das Recht, das nicht von dieser Welt ist, aber in dieser Welt gelten soll.

Deshalb beschwört wiederum die Gemeinde Israel Gott, den Elohim, endlich die Erde mit seinen Kriterien für Gerechtigkeit und Leben zu regieren und dies auch den Völkern endlich nahzubringen. Aus diesem letzten Satz »Israels« spricht noch einmal, wie in so vielen anderen Psalmen, die unerfüllte Sehnsucht wie auch der manchesmal erschütterte Glaube, dass der Gott Israels seine Verheißung wahr macht und sich gegen die Götter des Todes durchsetzt. Bis hierher hat der Psalm ja behauptet, dass dem so sei. Im letzten Satz aber wird deutlich, dass eben genau dies seufzend ersehnt wird. Denn der Tod hat zu siegen nicht aufgehört. (Walter Benjamin)

Auch wir Christen hoffen auf seine Unterbrechung aufgrund der Verheißungen des Gottes Israels und wegen jenes Erstlings der Auferweckten, dem Christus Jesus, der bei Johannes den Ps aufnimmt und seine Gottessohnschaft in 10,34 damit begründet, dass er eben Sohn des Höchsten ist, weil er das Gerechte tut. Ein wunderbar freier Gebrauch des Psalms, auch das könnte uns etwas sagen wollen. Gerade fürs Predigen dürfen wir vielleicht freier, wenn auch nicht beliebig mit der Schrift umgehen. Hier ja besonders spannend eben die Identifizierung. Auch einmal zu sagen, dass uns gute Werke zu Gottes Kindern machen. Wenn wir sie denn tun, ab und an.

Aber für den Gottesdienst am 10. November 2013 ist sicher wichtig, dass wir hören, dass der Psalmist, dass Israel Gott bittet, uns, die Völker, als Erbe zu übernehmen, wir also von ihm gerichtet werden, seiner Gerechtigkeit anheimfallen, unsere Götter sterben werden, so sie nicht dieser Gerechtigkeit in der einen oder anderen Weise dienlich sind.

Taten und Gericht werden ausführlich in Ps 83, wo Leid und Verfolgung auf den Höhepunkt kommen und deshalb die Bitte um ein Eingreifen Gottes noch dringlicher, beschrieben und sind angesichts des 9. Novembers und der Frage nach der christlichen Solidarität kaum zu ertragen. Aber es lohnt sich, den

Blick der Gemeinde dorthin zu lenken. So wird christliche Gemeinde als die mit Israel Sehnsüchtige angesprochen, aber auch als die, der das Gericht auch gilt und deshalb ins Gespräch mit Gott kommt, kommen muss. Eine Gerichtsverhandlung ist ja keine Monolog-Veranstaltung, so haben wir in dieser Vision Gelegenheit zum Stammeln, aber auch zum Rufen nach dem Gott Israels, von der wir wissen, dass sie und welche Gerechtigkeit sie will.

---

1 Erich Zenger, Psalm 82, in: Herders Theologischer Kommentar zum Alten Testament, Psalmen 51-100, hrsg. Frank-Lothar Hossfeld, Freiburg i. Br. 2000, 479-492

Bedřich Fritta, Phantasie (Die Sintflut), 1943/44 (Tusche, Feder, 38,6 x 54,8 cm)

Lukas 17,20-30

Matthias Loerbroks

DER TEXT

Wann kommt das Reich Gottes?

Jesus wird von Pharisäern befragt, wann das Reich Gottes komme. Es liegt nahe, diese Frage an Jesus zu richten. Er beginnt zwar im Lukasevangelium sein öffentliches Auftreten, anders als bei Matthäus und Markus, nicht mit der Ankündigung, das Reich Gottes sei nahe herbeigekommen. Aber auch bei Lukas redet er vom Reich Gottes, verkündet das Evangelium vom Reich Gottes und lehrt seine Jünger, das Kommen des Reichs zu erbitten. Es ist also Jesus selbst, der die Frage weckt, wann es denn kommt, unabhängig davon, ob diese Frage hier sehnsüchtig verlangend oder skeptisch prüfend gestellt wird.

Die Antwort Jesu beginnt mit zwei Verneinungen: Nicht kommt das Reich Gottes – *meta paratereseos. Parateresis*, (genaue) Beobachtung, kommt nur an dieser Stelle vor, doch das zugrundeliegende Verb paraterein findet sich bei Lukas drei mal, 6,7;14,1;20,20, und alle drei Situationen, in denen da scharf und genau beobachtet wird, zeigen einen extrem kritischen Blick, so dass *paraterein* wie ein Fehler suchendes Auflauern klingt. Ähnlich ist es mit den wenigen Stellen, an denen das Wort in der LXX vorkommt: Im Psalm 36 (37), 12 ist es ein Sünder, der den Gerechten scharf beobachtet oder ihm auflauert, im Psalm 129 (130),1 wird umgekehrt befürchtet, Gott könne unsere Sünden allzu scharf beobachten. In Daniel 6 haben Leute dem Daniel geradezu eine Falle gestellt und lauern nun darauf, dass er hineintappt. Und dann fällt das Wort noch dreimal da, wo die badende Susanna heimlich beobachtet wird. Das zeigt, dass wir es bei der Antwort Jesu nicht mit dem Gegensatz äußerlich – innerlich zu tun haben (Luther: nicht mit äußerlichen Gebärden, sondern inwendig in euch) – gegen eine solche Deutung spricht ohnehin, dass dieser Gegensatz zum Arsenal christlich-antijüdischer Typologien gehört. Nicht um die Art und Weise des Kommens und damit überhaupt des Reichs Gottes geht es, sondern um die Art und Weise seiner Wahrnehmung. Die aufgezeigte Konnotation des Wortes *parateresis* legt es nahe zu paraphrasieren: Das Reich Gottes kommt nicht so, dass es kritisch-skeptischen Beobachtern zugänglich wäre, dass man seiner durch Auflauern gewahr würde.

Die zweite Negation ist mithilfe des biblischen Schlüsselworts siehe! (*idou*, hebr. *hine*) mit der Position verknüpft: Auch wird man nicht sagen: Siehe! Hier! Oder: dort! Denn, siehe!, das Reich Gottes ist mitten unter euch. Dieses siehe!

ist in der Bibel ein Aufmerksamkeitserreger, der anzeigt: Hier geschieht ein überraschender Eingriff Gottes selbst. Diese enge Verknüpfung ist auffällig; zunächst wird bestritten, dass das Reich Gottes sich für einige so bemerkbar machen könnte, dass sie daraufhin anderen gegenüber zu diesem biblischen Ausrufungszeichen greifen könnten – man wird nicht sagen: Siehe! hier! –, und dann ist es Jesus selbst, der das tut, der selbst siehe! hier! sagt: Siehe!, das Reich Gottes ist mitten unter euch. Diese doppelte, negative und positive Verwendung von *idou* scheint anzudeuten, dass sich diese Markierung nicht eignet für Ereignisse, die ohnehin spektakulär sind und die darum und daraufhin durch dieses Wort zu Eingriffen Gottes erklärt werden sollen, sondern gerade umgekehrt: Dieses *idou* soll Ereignisse hervorheben und als besondere Aktion Gottes qualifizieren, die von sich aus und für skeptische Beobachter nichts Auffälliges haben.

Die Antwort Jesu auf die Frage, wann das Reich Gottes komme, heißt demnach: Es kommt nicht, es ist schon da *entos hymon* – es ist nur eine Frage der Wahrnehmungsfähigkeit, es zu bemerken. Darum: siehe!

Er ist schon da!

Was aber ist gemeint mit »unter euch«? Was ist das Ereignis, das unspektakulär unter den Pharisäern geschieht, auf das Jesus mit seinem Hinweis aufmerksam macht? Ich sehe zwei Möglichkeiten: In der unscheinbaren pharisäischen und rabbinischen halachischen Praxis, den Feiertag wie auch den Alltag zu heiligen, in ihrer Beschäftigung mit der Tora um ihrer selbst willen ist das Reich, das Regieren, die neue Welt Gottes mitten in der alten schon da und wirksam. Darum brauchen sie weder Ausschau zu halten noch zu lauern nach spektakulären Ereignissen, durch die diese neue Welt einbricht in die alte. Sie gehören zu den Gerechten, die der Umkehr, zu den Gesunden, die des Arztes nicht bedürfen. Für diese Deutung spricht das generell freundliche Verhältnis zwischen Jesus und Pharisäern im Lukasevangelium wie auch die Selbstverständlichkeit, mit der da die Tora getan wird.

Die andere Verstehensmöglichkeit: In Jesus als Person und in seiner Praxis ist das Reich Gottes schon da *entos hymon*. Jesus in Person ist das, was später Origenes als *atobasilea* bezeichnet. Diese Deutung nimmt die bisherige Wirksamkeit Jesu auf, von der Proklamation in Nazareth – heute ist dieses Wort erfüllt vor euren Ohren – bis zur Heilung der zehn Aussätzigen, von der gerade die Rede war, von denen einer, und zwar ein Fremder, Gott die Ehre gibt, im Wirken Jesu also Gott am Werke sieht.

Die zweite Szene ist durch die Wiederaufnahme des Siehe! Hier! Siehe! Dort! mit der ersten verbunden, in manchem aber auch von ihr unterschieden. Die

Adressaten der Rede Jesu sind jetzt nicht Pharisäer, sondern die Jünger, und es geht nicht um das Kommen des Reichs Gottes, sondern um den Tag und die Tage des Menschensohns – auch diese Formulierung nennt Endzeitliches.

Gerade die Formulierung Menschensohn verbindet die beiden möglichen Deutungen des *entos hymon*. Sie geht auf eine Vision in Daniel 7 zurück. Da werden vier Weltreiche, die bestialisch sind, raubtierartig, abgelöst durch das Regime eines, der aussieht wie eines Menschen Sohn: eine Weltherrschaft mit menschlichem Angesicht (vv. 13f.). Und dieser Menschensohn ist (v. 27) die Personifizierung, die Verkörperung des Volks der Heiligen des Höchsten, Israels: Wenn Jesus in den Formulierungen vom Menschensohn von sich selbst redet, dann von sich als Repräsentanten seines Volkes.

Den Tagen des Menschensohns werden zunächst andere Tage gegenübergestellt: Es werden Tage kommen, da ihr euch danach sehnen werdet, einen der Tage des Menschensohns zu sehen, und ihr werdet nichts erblicken. Das scheinen schwere, harte Tage zu sein, Tage der Drangsal, der Bedrückung, des Leids, in denen diese Sehnsucht bei den Jüngern aufkommt. Und in diesen Tagen werden sich nun doch Stimmen erheben, die sagen: Siehe! Dort! Siehe! Hier!, Stimmen, die auf Spektakuläres aufmerksam machen und dies als Erscheinungen des Menschensohns ausgeben. Doch das sind täuschende Aufrufe. Jesus rät seinen Jüngern, sie nicht zu befolgen: Geht nicht weg, jagt dem nicht nach. Denn das wirkliche Erscheinen des Menschensohns wird solcher Aufmerksamkeitserreger – siehe! – nicht bedürfen, sondern völlig eindeutig sein, evident: wie ein Blitz bei seinem Aufblitzen von einem Ende der Erde bis zum anderen, weltweit also aufleuchtet, so der Menschensohn an seinem Tag. Doch vor dieser blitzartigen und weltweiten Evidenz geschieht dem Menschensohn etwas, was an die den Jüngern angekündigten Tage der vergeblichen Sehnsucht erinnert: er muss viel leiden und von der jetzigen Generation verworfen werden.

Diese Rede an die Jünger ist chiastisch gebaut:

A Leiden der Jünger
B Falschmeldungen vom Erscheinen des Menschensohns
B´ Wirkliches Erscheinen des Menschensohns
A´ Leiden des Menschensohns

Während es sich beim mittleren Paar um eine Verdeutlichung durch Kontrast, einen antithetischen Parallelismus handelt, scheint das Rahmenpaar eine Entsprechung anzudeuten, einen Zusammenhang herzustellen zwischen dem Geschick und dem Leiden des Menschensohns und dem seiner Jünger: Tage, in denen die Jünger leiden, vergeblich sich sehnen nach sichtbarer Evidenz des

Menschensohns – das sind Tage, in denen auch der Menschensohn leidet, verworfen wird.

In Ruhe sehen und tun!

Die zweimalige Abwehr des »Siehe! hier! siehe! dort!« legt es nahe, bei allen Unterschieden auch nach Gemeinsamkeiten zwischen der Antwort an die Pharisäer und der Rede an die Jünger zu suchen: ob die Frage, wann das Reich Gottes komme, ein sehnsüchtiger Seufzer ist oder nicht, sie wird jedenfalls durch diese Nachbarschaft verglichen mit der bedrängten Situation der Jünger, die vergeblich einen der Tage des Menschensohns zu sehen begehren, und so auch mit dem Leiden des Menschensohns. Die Abwehr eines hektischen Hin- und Herlaufens – siehe! hier! – wird in beiden Szenen unterschiedlich motiviert: durch den Hinweis auf die unauffällige Anwesenheit des Reiches Gottes hier, dort durch die Ankündigung der Erscheinung des Menschensohns in so eindeutiger Weise, dass es irgendwelcher Geheimtipps oder der Deutung zeitgenössischer Ereignisse und Mächte, Gestalten und Wahrheiten nicht bedarf. Gemeinsam ist beiden der Aufruf zur Ruhe, zum Sich-nicht-aufscheuchen-lassen. Dies und die schon deutlich gewordene Nachbarschaft der beiden Szenen legt es nah, auch hier einen Zusammenhang zu suchen zwischen jenem unauffälligen »unter euch« und dieser blitzartigen Welterhellung: Das hartnäckig-unbeirrte Festhalten am Reich Gottes *entos hymon* macht unangefochten gegenüber selbstgemachten Apokalypsen, lässt Raum für die evidente Erscheinung des Menschensohns als wirkliche Enthüllung des zuvor Verborgenen. Umgekehrt kann die Aussicht auf ein weltweit eindeutiges Erscheinen des Menschensohns vom ständig Ausschauhalten nach Spektakulärem bewahren und so die Augen öffnen – siehe! – für die unscheinbare Anwesenheit des Reiches Gottes mitten unter uns.

Verfehlte Entspanntheit

Doch nun schließen sich zwei Beispiele an, die gerade vor verfehlter, weil ahnungsloser Ruhe warnen: zwei klassische biblische Katastrophen- und Rettungsgeschichten, die Tage Noahs und die Tage Lots werden verglichen mit den Tagen des Menschensohns. Was wird da verglichen? Geht es um das Katastrophale, um die Plötzlichkeit, um die Rettung? Alltägliches Leben, Essen und Trinken, Heiraten, Kaufen und Verkaufen, Pflanzen und Bauen, das alles können gute Gaben Gottes sein, gehört nicht zu dem, was biblisch kritisiert oder denunziert wird. Problematisch, unangemessen, nicht an der Zeit wird dieses normale Weiterleben als wäre und als werde nichts geschehen erst durch den Kontrast zum Hineinkommen Noahs, zum Hinauskommen Lots und die darauf losbrechende Wasser- oder Feuerkatastrophe.

Sieht man sich die beiden Geschichten, auf die hier verwiesen wird, genauer an, stellt sich heraus, dass es bei beiden um Terror, um Gewalt geht: Groß war die Bosheit des Menschen auf Erden, heißt es Gen 6,5, alles Bilden und Denken seines Herzens nur böse. Dieses Böse wird dann interpretiert durch das Wort *chamas*, Gewalt, Unterdrückung: angefüllt mit Terror, mit Gewalt war die Erde, heißt es zweimal (6,11.13). Dem entspricht in der Lotgeschichte das Stichwort Geschrei, *sa´aka, zaka:* groß ist das Geschrei über Sodom und Gomorra (18,20) – kein empörtes Geschrei Entrüsteter, sondern das Klagegeschrei von Opfern. Die Stimme des Bluts deines Bruders schreit zu mir von der Erde (4,10), das Geschrei der Söhne Israels ist zu mir gekommen (Ex 3,9).

Der Vergleich zwischen den Tagen Noahs, den Tagen Lots und den Tagen des Menschensohns scheint zu bedeuten: die große Mehrheit lebt ihr tägliches Leben, kümmert sich weder um Terror und Gewalt noch um das Klagegeschrei der Opfer, nur eine leidende Minderheit sehnt sich nach dem Reich Gottes, dem Tag des Menschensohns.

ENTWURF EINER PREDIGT ÜBER LUKAS 17,20-30 FÜR DEN 10. NOVEMBER 2013

Jesus weckt Erwartungen und Hoffnungen. Sein Auftreten, sein Reden und Tun sagte zwar seinen Hörern nicht völlig Neues, weckte aber lang gehegte, unter dem Druck der Unterdrücker fast zerbrochene Hoffnungen auf, holte fast Verschüttetes wieder hervor, eine nach Enttäuschungen und Niederlagen fast verloren gegebene Verheißung wird wieder aktuell, ein fast erloschenes Feuer neu entfacht. Und so weckt er nicht nur Hoffnungen, sondern auch Fragen, vor allem die Frage: wann? Diese Frage kann verzweifelt, gequält, empört, stoßseufzend gestellt werden – und das geschieht in der Bibel oft: ach, HERR, wie lange? Bis wann? Sie kann aber, von gebrannten Kindern, auch skeptisch gestellt werden, prüfend, distanziert beobachtend: ja, gewiss, aber wann?

Die Antwort Jesu beginnt mit zwei Verneinungen, zwei Abfuhren, die aber nur, wie sich dann herausstellt, die negative Kehrseite einer großen Zusage, einer leuchtenden Verheißung sind. Das Reich Gottes kommt nicht so, dass man seiner durch skeptisch prüfende Beobachtung gewahr würde, sondern ist wahrnehmbar nur für Beteiligte, für Mittäter, Mitkämpfer. Die andere Verneinung: Erwartet nichts Sensationelles, Aufsehen erregendes. Das Reich Gottes kommt nicht so, dass Leute auf spektakuläre Ereignisse zeigen und rufen: Siehe, da ist

es! Nein dort! Denn siehe! sagt Jesus nun selbst, nimmt damit ein Hinweiswort auf, mit dem die Bibel darauf aufmerksam macht, dass mitten in der Menschenwelt und –geschichte Gott eingreift: Siehe! das Reich Gottes ist mitten unter euch. Diese Zusage erinnert an die Bedeutung des Namens des Gottes Israels: Ich bin da, mit euch, wie immer ich da sein werde. Es sind Pharisäer, denen Jesus diese Verheißung zusagt, Menschen also, die mit Ernst Juden sein wollen, die nicht nur Herr, Herr sagen, sondern versuchen, seinen Willen, die Tora zu tun, seine Wege zu gehen, über seiner Tora murmeln Tag und Nacht und in zahlreichen Einzelheiten es unternehmen, nicht nur den Feiertag, sondern auch den Alltag zu heiligen. Ihnen sagt Jesus: Achtet sie nicht gering, eure ganz alltägliche Praxis, euer unauffälliges, unspektakuläres Tun und Lehren des Gebotenen. Es gibt Gerechte, die der Umkehr, es gibt – Gott sei Dank! – Gesunde, die des Arztes nicht bedürfen. Das Reich, das Regieren Gottes ist schon da: mitten unter euch.

Mitten unter uns haben sie gelebt und gewirkt, die Juden in Deutschland, in Europa, mitten unter uns Christen. Wir Christen haben aber im Leben und Überleben des jüdischen Volks nicht ein Zeichen der Treue Gottes gesehen, geschweige denn die Anwesenheit und Wirksamkeit Gottes und seines Reichs mitten unter uns. Im Gegenteil: es war die christliche Kirche, die die falsche Lehre verbreitete, Gott habe sein Volk Israel verstoßen, seinen Bund mit dem jüdischen Volk aufgekündigt, ihn durch einen neuen Bund mit einem neuen Bundesvolk, nämlich: mit der Kirche, ersetzt. So hat die Kirche theologisch-theoretisch vom Ende Israels gesprochen, lange bevor die Nazis diese Rede wörtlich nahmen und den Massenmord an den europäischen Juden »Endlösung der Judenfrage« nannten. Die christliche Theologie hatte den Weg gebahnt, der nach Auschwitz führte.

Doch wie kam es zu dieser ungeheuren und folgenschweren Lehre von der Ablösung und Ersetzung Israels durch die Kirche? Sie wurde ja nicht damit begründet, dass es sich bei diesem Gott um einen untreuen und unzuverlässigen Bundesgenossen handelt, der mal einen Bund schließt und ewige Treue verheißt, ihn dann aber willkürlich wieder fallen lässt. Als Grund für ihre Behauptung nannte die Kirche vielmehr die Tatsache, dass die meisten Juden in Jesus nicht den lang erwarteten Messias Israels, den Christus, erkennen konnten und so nicht Christen wurden, sondern Juden blieben. Diese Begründung ist zwar nicht logisch, und eine Kirche, die ernsthaft lehrt, Gott habe sein Volk verstoßen, weil er von ihm enttäuscht war, sägt natürlich an dem Ast, auf dem sie sitzt, und doch verrät diese Begründung die Motive christlicher Judenfeindschaft: Dass ausgerechnet die Juden, das Volk, das Gott erwählt, ja geradezu geschaffen hatte, das ablehnten, was Christen zu Christen macht, ihr

Christusbekenntnis, war eine schwere Kränkung. Und schlimmer noch: Sprachen die Juden nicht offen aus, was ganz heimlich und verborgen auch die Christen dachten, aber nicht zu denken wagten, dass nämlich seit und durch Jesus sich nichts wirklich grundlegend geändert hatte; dass weder von einer Befreiung Israels noch gar von einem weltweiten Friedensreich voller Gerechtigkeit die Rede sein konnte; dass es also angesichts der biblischen Verheißungen zumindest eine kühne Behauptung wäre, das Neue Testament berichte von ihrer Erfüllung? Hat Jesus nicht selbst die Erwartungen enttäuscht, die er geweckt hatte? Es ist viel leichter, das, was in mir ist, ich aber nicht akzeptieren kann, in anderen zu bekämpfen, als es als eigenes wahrzunehmen. Und diese Technik, den Juden aufzuladen und in ihnen zu bekämpfen, was Christen an sich selbst nicht aushielten, führte dazu, dass im christlich geprägten Abendland nicht Christen dem leidenden Christus nachfolgten und ähnlich sahen, sondern, höchst unfreiwillig, die Juden, und sie litten unter den Christen. »Den Juden, mit dieser ihrer Schuld beladen, als Herrscher verhöhnt, schlagen sie ans Kreuz, endlos das Opfer wiederholend, an dessen Kraft sie nicht glauben können«, so haben es zwei Juden, Theodor W. Adorno und Max Horkheimer, scharf beobachtet.

Darum ist gerade für uns Jüngerinnen und Jünger Jesu wichtig zu hören, dass Jesus nach seiner Antwort an seine Befrager dasselbe noch einmal ganz anders seinen Jüngern sagt. Er bereitet sie darauf vor, dass mit seinem Kommen keineswegs die Zeit der Erfüllung, der Fülle der Gottesgegenwart, des Genießens und am Ziel Seins angebrochen ist, sondern Zeiten des Entbehrens, des Mangels, der Sehnsucht und des Vermissens auf die Jünger zukommen: Es werden Tage kommen, da ihr begehren werdet, einen der Tage des Menschensohns zu sehen, und ihr werdet nichts erblicken. Eine Zeit der Leere also, und Jesus befürchtet, dass seine Jünger diese Leere nicht aushalten, sondern eigenmächtig selbsttätig füllen. Da werden nun doch sich Stimmen erheben, die sagen: siehe! dort!; siehe! hier! Und diese Befürchtung erwies sich als berechtigt. Immer wieder haben Christen, die es nicht aushielten, ohne zu schauen, zu glauben, nichts Greifbares in der Hand zu haben, auf Bestehendes gezeigt und siehe! hier! siehe! dort! gerufen. Siehe! hier: die Kirche – als wäre sie schon das Reich Gottes oder jedenfalls die garantierte und vor allem habhafte Anwesenheit Jesu und Gottes. Siehe! dort: der Staat. Angefangen mit Konstantin und nicht aufgehört mit dem Heiligen Römischen Reich deutscher Nation, und schließlich liefen die Christen, besonders die evangelischen, in Scharen den Nazis zu, waren sich sicher: Eine so eindrucksvolle Wende kann nicht ohne von Gott sein – und das neue Regime machte selbst kräftig und erfolgreich Anleihen bei der christlichen Apokalyptik, nannte sich Drittes Reich, tausendjähriges Reich. Wo ist das Reich Gottes? Siehe, hier! Diejenigen unter uns,

denen diese Geschichtstheologie ganz fremd scheint, seien daran erinnert, mit welcher Selbstverständlichkeit viele evangelische Kirchen die Glocken läuteten, Gottesdienste hielten am 3. Oktober 1990, so als hätte selbstverständlich Gott die staatliche Einheit Deutschlands bewirkt. Vielleicht hatten sie die Teilung als Strafe empfunden, mindestens als ständige Erinnerung an die Straftaten zuvor, und darum ihr Ende als Amnestie.

Jesus warnt vor solchen Versuchen, bestimmte Ereignisse, die uns gefallen oder beeindrucken, christlich-religiös zu legitimieren, sie – siehe! hier! – geradezu zu glorifizieren. Und er findet unsere Hektik und Panik, nur ja nichts zu verpassen, auf jeden angeblich gerade unwiederbringlich abfahrenden Zug noch gerade aufzuspringen, nicht gesund, unserer und seiner nicht würdig: Jagt dem nicht nach. Lass fahren dahin.

Aber es geht ihm nicht nur um Beruhigung angesichts unserer ständigen Bereitschaft, uns aufscheuchen und herumscheuchen zu lassen. Er wittert in dieser Bereitschaft auch Fluchtversuche – Flucht vor der prekären Situation von Jesusjüngern, die nichts in der Hand haben –, befürchtet Verrat: Geht nicht weg. Der Menschensohn muss viel leiden. Könnt ihr nicht eine Stunde mit mir wachen?

Im übrigen findet er unser kopf- und treuloses Hin- und Hergerenne auch höchst überflüssig. Die Erscheinung des Menschensohns wird eindeutig sein, evident, blitzartig und weltweit und darum solcher Geheimtipps und Trendmeldungen nicht bedürfen: Gar nichts verpasst ihr, wenn ihr mir und euch selbst treu bleibt.

Wir merken, dass Jesus verschieden redet, anders zu den Pharisäern, dem künftigen rabbinischen Judentum, anders zu seinen Jüngern, der künftigen Kirche. Den einen sagt er: Das Reich Gottes kommt nicht, es ist schon da: mitten unter euch. Die anderen bittet er inständig, den Mangel an Gottesfülle, das Vermissen seiner spürbaren Gegenwart auszuhalten und durchzuhalten, die kommende Enthüllung des noch Verborgenen zu erwarten, abzuwarten, die Lücke nicht eigenmächtig zu stopfen.

Nun gibt es gerade im rabbinischen Judentum eine Auslegungsregel zum Umgang mit dem gelegentlich mindestens zweistimmigen Zeugnis der Heiligen Schrift, eine Regel, die auch für Christen beherzigenswert ist, nicht nur, aber besonders im christlich-jüdischen Verhältnis. Sie ist Psalm 62,12 entnommen und heißt: Eines hat Gott gesprochen, ein zweifaches habe ich gehört. Die eine Wahrheit Gottes kann in unserem menschlich begrenzten und höchst verschiedenen Hören mindestens zweifach klingen. Und so gilt auch umgekehrt: Eine von Menschen erzwungene Einheitswahrheit ist sehr wahrscheinlich nicht die Wahrheit Gottes. Zu dieser Zweistimmigkeit gehört nun auch, dass

Jesus zu seinen Jüngern nicht vom Kommen oder Nichtkommen des Reichs Gottes redet, sondern vom Tag und von den Tagen des Menschensohns. Dieses Wort ist einer Vision im Danielbuch entnommen, zur Zeit Jesu noch kein altes Buch, fast eine Neuerscheinung. Vier Weltreiche tauchen da auf, repräsentiert, verkörpert durch Raubtiere, um anzuzeigen, wie bestialisch sie sind. Sie werden abgelöst von einem, der mit den Wolken des Himmels kommt, aber wie ein Mensch, wie ein Menschensohn aussieht: Das Reich Gottes ist, nach den gefräßigen Raubtierreichen, ein Reich mit menschlichem Angesicht. Dieser Menschensohn, so stellt sich dann heraus, vertritt und verkörpert das Volk der Heiligen des Höchsten, das Volk Israel. Wenn Jesus vom Menschensohn redet, dann verbindet er Reich Gottes, Israel und sich selbst eng miteinander – und macht damit deutlich: Dies mitten unter euch meint nicht: in der Kirche, sondern: in Israel. Das Reich Gottes, der Menschensohn sind mitten unter euch, wenn, solange Juden mitten unter euch sind.

Noch freilich ist das Reich Gottes verborgen, nicht demonstrierbar. Noch herrschen andere, regiert jene Raubtierwelt. Noch leidet der Menschensohn, wird verworfen. Jesus vergleicht die Situation mit zwei biblischen Geschichten, der Wasserkatastrophe in den Tagen Noahs, der Feuerkatastrophe in den Tagen Lots. Da herrschten Terror und Gewalt, und das Klagegeschrei der Opfer, die Stimme vergossenen Bluts schreien zum Himmel. Die meisten aber, selbst nicht terrorisiert, leben weiter, als wäre nichts geschehen, essen und trinken, heiraten und treiben Handel, einige, nicht wenige, profitieren dabei auch noch, manche bis auf den heutigen Tag, vom Terror, von der sog. Arisierung, optimistisch wird gepflanzt und gebaut. Bis die Katastrophe hereinbricht.

Genau eine Woche nach den Pogromen von 1938 begann Helmut Gollwitzer seine Dahlemer Bußtagspredigt mit der Überlegung, dass es besser wäre zu schweigen statt zu predigen, zu singen und zu beten. Zum einen weil er es dreist und vermessen findet, »damit zu rechnen, dass Er noch da ist und nicht nur ein leerer Religionsbetrieb abläuft.« Zum anderen aber auch, damit wir »uns schweigend darauf vorbereiten, dass wir dann, wenn die Strafen Gottes, in denen wir ja schon mitten drin stecken, offenbar und sichtbar werden, nicht schreiend und hadernd herumlaufen: wie kann Gott so etwas zulassen? – ach wie viele von uns werden´s dann ja tun und in ihrer Blindheit keinen Zusammenhang sehen zwischen dem, was Gott zulässt, und dem, was wir getan und zugelassen haben.« Er hat recht behalten mit dieser Prophezeiung. Und die alliierte Bombardierung, bei der im Sommer 1943 die Stadt Hamburg und viele ihrer Bewohner verbrannten, hieß Operation Gomorra.

Wir leben nach der Katastrophe, suchen Wege der Umkehr, weg von den Irrwegen unserer kirchlichen Tradition, die aus Gottes guter Gabe eine Büchse

der Pandora gemacht hat; aus der frohen Botschaft vom Frieden zwischen Israel und den Völkern eine Erziehung zur Verachtung, zum Hass; aus dem Licht des Lebens Finsternis, Mord und Totschlag. Wir merken, dass da mit gutem Willen noch nichts getan, erreicht, geheilt ist. Heraus aus diesem Mischmasch von Irrtum und Gewalt kommen wir nur, wenn wir unsere Geschichte, auch unsere Theologie durchschauen, wenn wir uns aufklären und aufklären lassen. Heute beginnt die diesjährige Friedensdekade, und unser allererster Beitrag zum Frieden, zur Überwindung der Gewalt besteht darin, die Gewalt zu erkennen, die in unserer christlichen Tradition, in unserer Theologie, in unseren Selbstverständlichkeiten, in unserem Denken steckt.

Der Ewige sei gesegnet dafür, dass er uns damit nicht allein gelassen hat. Es leben wieder, es leben noch Juden mitten unter uns, die bereit sind, uns bei dieser schmerzhaften Arbeit zu helfen, trotz allem und wegen allem, was geschehen ist. Der Gott Israels möge uns die Augen, die Ohren, die Herzen öffnen für sein Wort und für sein Volk.

Amen.

Liturgievorschlag für den Gottesdienst in der Ökumenischen Friedensdekade vom 10. bis 20. November 2013

Matthias Loerbroks

Orgelvorspiel

Begrüßung
mit biblischem Motto, Hinweis auf Friedensdekade und die Pogrome am 9./10. November 1938

Auch wer die vorgeschlagene Evangeliumslesung als Predigttext wählt, wird den Wochenspruch, 2. Kor 6,2, als biblisches Motto für einen Gottesdienst im Gedenken an die Pogrome von 1938 kaum über die Lippen bringen.

Als Alternativen schlage ich vor: Gott hat sein Volk nicht verstoßen, welches er sich zuvor ersehen hat. Röm 11,2

Oder: Wir haben gesündigt samt unseren Vätern, haben uns verfehlt und haben gefrevelt. Psalm 106,6

Lied **404,2-4.7**

Psalm 74

Eingangsgebet

Herr,
du hast Israel dazu erwählt, unter allen Völkern dein Volk zu sein,
mit ihm einen ewigen Bund geschlossen,
um Licht zu bringen in die Finsternis dieser Welt.
Du hat diesen Bund bekräftig in deinem Sohn Jesus Christus,
dem Juden, der uns Nichtjuden eingeladen hat,
Mitgenossen Israels zu werden in diesem Bund.

Wir aber haben dieses Licht nicht ergriffen,
wollten uns nicht versöhnen lassen mit deinem Volk,
haben uns abgegrenzt, wollten es beerben, ersetzen, überbieten.

So trugen wir dazu bei, dass dein Volk Israel verachtet wurde,
gehasst, gemieden und gedemütigt.

Und die Qualen, die wir ihm zufügten,
haben wir auch noch als deine Strafe bezeichnet,
als Beweis, dass du dein Volk verstoßen hast.
Wir waren keine Freunde und Verbündete,
als es dann Israel ans Leben ging, als die Synagogen brannten.
Wir haben geschwiegen oder weggesehen oder sogar mitgemacht.

Das ist uns bitter leid.
Vergib uns unsere Schuld, uns und unseren Vätern und Müttern.

Auch als dann unsere Städte brannten,
als Deutschland zerstört und besiegt wurde,
waren wir noch nicht bereit,
unsere Schuld beim Namen zu nennen und umzukehren.
Wieder haben wir geschwiegen oder geleugnet,
wollten von allem nichts gewusst haben
oder verwiesen auf die Verbrechen der anderen.

So haben wir versucht, uns deinem gnädigen Gericht zu entziehen,
wollten uns selbst rechtfertigen und entschuldigen, wollten vergessen,
wollten sogar den Opfern unserer Taten vorschreiben,
wie lange sie uns an die Verbrechen erinnern dürften, wann Schluss sei.
Wir wollten nicht gestört werden beim Vergessen und Verdrängen.

Aber nun sind wir heute hier,
erinnern uns und bekennen vor dir auch diese zweite Schuld,
wissen nun, dass Vergessen nicht hilft.
Wir haben erfahren, dass unsere Kirche vertrocknet ohne die Wurzel Israel.
Darum bitten wir dich:
Leite deine Kirche zur Umkehr, heile unser Verhältnis zu Israel,
öffne unsere Ohren und Herzen, dass wir von Juden lernen,
mach uns zu treuen Freunden, verlässlichen Verbündeten deines Volks,
zu Helfern gegen alle, die es hassen.

Kyrie
Falls in der Gemeinde eine **biblische Gnadenzusage** üblich ist,
schlage ich Psalm 1,1f. vor.

Gloria

Salutatio

Kollektengebet
Du hast versprochen, denen nahe zu sein, die ein zerbrochenes Herz, ein zerschlagenes Gemüt haben. So bitten wir dich: sei uns nah! Verwirf uns nicht von deinem Angesicht und nimm deinen heiligen Geist nicht von uns! Öffne uns die Augen, dass wir sehen die Wunder an deinem Gesetz! Das bitten wir dich durch deinen Sohn Jesus Christus im heiligen Geist. Amen.

Als **Epistellesung** schlage ich vor: Röm 15,8-13

Lied 293

Evangelium Lukas 17,20-30

Credo

Lied 326,5-8

Predigt

Lied 449,5-6

Abkündigungen

Lied 137,3-6

Fürbitte
Herr, du bist lebendiger Gott. Bewahre deine Menschheit vor ihren offenen und verborgenen Selbstvernichtungstrieben. Lass sie vor dir leben und verwehre ihr, dir auszuweichen.

Du bist der Schöpfer des Himmels und der Erde. Bewahre den Kosmos und die Erde als unseren Lebensraum. Schütze alle Tiere in ihren Gattungen, alle Pflanzen in ihren Arten. Belehre unsere Vernunft, dir dabei zu helfen.

Du hast dich an Abraham und Sara, Isaak und Rebekka, Jakob und Rahel und Lea gebunden und an alle ihre Nachkommen. Wir befehlen dir dein jüdisches Volk und bestätigen dir unsere Verantwortung für den Frieden Israels inmitten der Völker und besonders inmitten unseres deutschen Volkes. Überwinde du die selbstzerstörerische Angst der Palästinenser und Israelis vor einander, dass vom Zion her Friedensgesinnung statt Feindschaft wachsen kann.

Abraham hast du mitgegeben, dass in ihm alle Völker gesegnet sein sollen. Bewahrheite dieses Versprechen auch an unserem deutschen Volk. Mache uns dankbar für unsere Geschichte, froh über unsere Sprache, demütig vor unserer Schuld.

Du hast vor allem den Juden Jesus an dich gebunden und dich an ihn. Mache uns Christen aufs Neue zu verbindlichen Zeugen für euer beider ewige Verbindung.

Mit ihm, dem Gottesknecht, weißt du aus eigener Erfahrung, was Hunger und Durst, Nacktheit und Obdachlosigkeit sind. Wir befehlen dir die Unterernährten und Heimatlosen – und uns: als ihre Nächsten.

Mit Jesus im Bunde hast du selbst das Flüchtlingsschicksal von Vertriebenen, Fremden und Asylsuchenden durchgemacht. Nimm uns für sie in die menschliche und politische Pflicht.

Mit Jesus hat man auch dir den Prozess gemacht, hast du Folter erlitten, warst im Gefängnis. Wir befehlen dir alle Angeklagten, Gefolterten, Gefangenen. Mach uns zu Streitern für besseres Recht.

Du bist unser Friede, und Jesus wünscht allen Friedensstiftern Glück. Lass es auch jenen gelingen, die heute zwischen allen Kriegsfronten dem Frieden nachjagen.
Du schläfst und schlummerst nie. So richte auch unsere schlaffen Hände und ermüdeten Knie auf, dass wir deiner nicht müde werden und auch nicht unserer Nächsten.

Du regierst. Wir befehlen unsere Regierenden deinem Rat und deiner Korrektur.

Du willst die Kirche nicht überwinden lassen. So halte uns in ihr fest, gerade jetzt, wo sie Geld und Einfluss verliert. Da gehören nun erstrecht wir hin. Gib uns Willen und Gedanken zur Reformation der Kirche aus deinem Wort, dass sie zur Kirche der Menschen werde.

(Friedrich-Wilhelm Marquardt)

Vaterunser

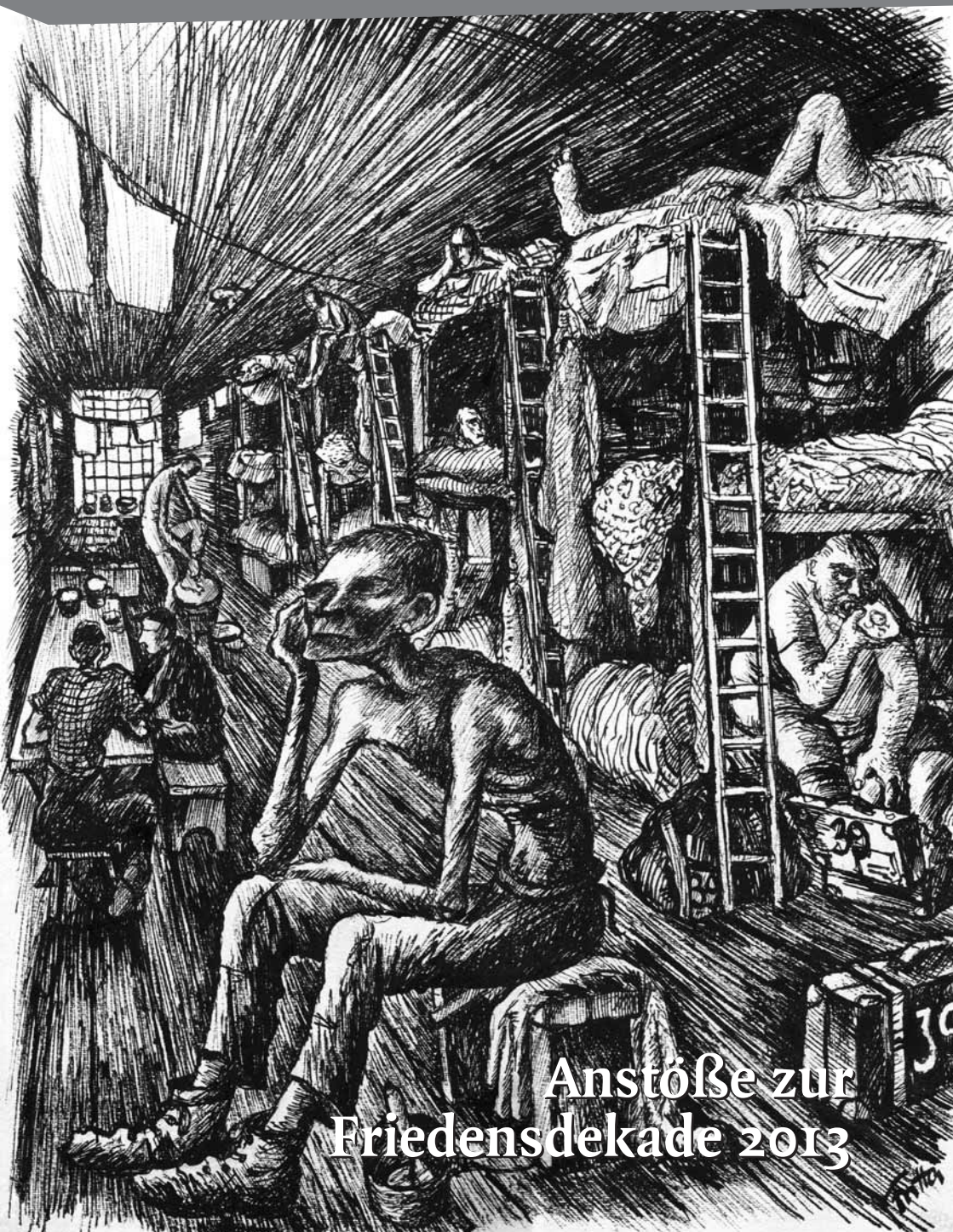
Lied 317,5

Segen

Orgelnachspiel

↓ Bedřich Fritta, Männerunterkunft in der Sudetenkaserne, 1943 (Tusche, Feder, 37,8 x 28,5 cm)

KAPITEL II



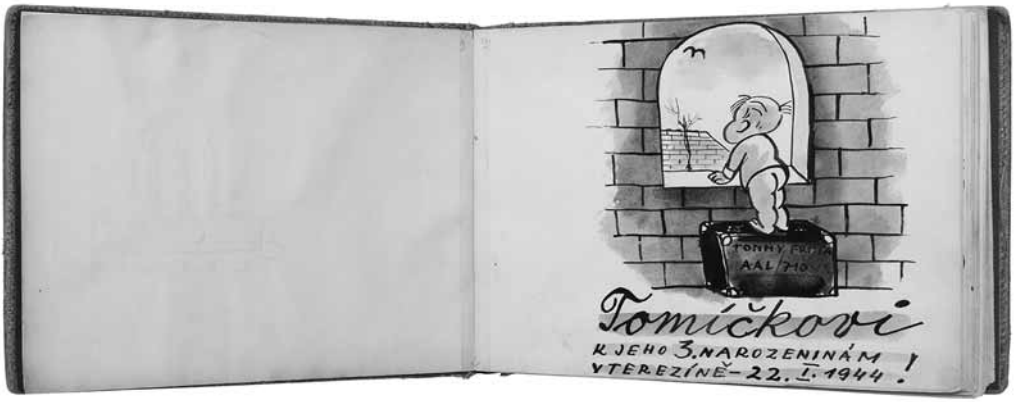
Anstöße zur Friedensdekade 2013

Bedřich Fritta. Graphiker. Ghetto Theresienstadt

Ingrid Schmidt

Für Tommy … (I)

»Das einzige, was mir geblieben ist, was mir gehört, was man nur für mich gemacht hat, ist mein Buch, ein Buch von meinem Vater. Dort spüre ich ihn, seine Tränen, seine Hoffnung, seine Angst.«



Bedřich Fritta, »Für Tommy zum dritten Geburtstag in Theresienstadt 22.1.1944«, 1943/44 (Tusche, Feder und Pinsel, Aquarell, 22,5 x 31,5 x 3,3 cm)

Für ihn allein hatte sein Vater dieses Buch gemalt, zu seinem 3. Geburtstag am 22. Januar 1944. Als Tomáš/Thomas seinen 18. Geburtstag feierte, gab ihm sein Adoptivvater Leo Haas das Buch. Seine Eltern waren seit fünfzehn Jahren tot, von den Nazis ermordet – seine Mutter im Ghetto Theresienstadt verhungert, sein Vater im KZ Auschwitz zugrunde gerichtet. Das heimlich gemalte Buch aber *»Für Tommy zum dritten Geburtstag in Theresienstadt – 22. 1. 1944«* wurde nach Kriegsende zusammen mit vielen Zeichnungen der Theresienstädter Künstler und Künstlerinnen aus Verstecken innerhalb der »Magdeburger Kaserne« geborgen.

Magdeburger Kaserne

In der von der Deutschen Wehrmacht so genannten Magdeburger Kaserne, der ehemaligen Kavalleriekaserne in Theresienstadt/Terezín, befanden sich Büros und Wohnungen der Judenältesten und der jüdischen Selbstverwaltung. Hier fanden Gottesdienste und kulturelle Veranstaltungen statt sowie Versammlungen der Mitarbeiter der Selbstverwaltung. Heute beherbergt der große Komplex die Internationale Begegnungsstätte, Ausstellungsflächen zur

Kunst und Kultur des Ghettos und u. a. das Büro für die Freiwilligen der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste, Unterkünfte für Gäste, Räume für Gruppenarbeit. Auf dem Dachboden befindet sich ein Theater.

Für Tommy ... (II)

Nun hatte Thomas Fritta-Haas sein Buch für einige Monate aus den Händen gegeben. Unter einem Glassturz wohl verwahrt lag es in der Ausstellung des Jüdischen Museums Berlin: *»Bedřich Fritta. Zeichnungen aus dem Ghetto Theresienstadt«*[1], die mit über 40 Zeichnungen die vielseitige Bildsprache des Zeichners und Karikaturisten Bedřich Fritta dokumentiert(e). Zur Ausstellungseröffnung war Thomas Fritta-Haas mit seiner Familie von Mannheim nach Berlin gekommen[2], sein Sohn David Haas, Bedřich Frittas Enkel, erzählte an diesem Abend auch von dem bunten Bilderbuch im Elternhaus, das immer auf dem Nachttisch des Vaters lag.

Das ist kein Märchen, das ist die Wahrheit[3] – hatte Bedřich Fritta auf die Umschlagseite in seiner tschechischen Muttersprache geschrieben. Nur am Anfang erzählt das Bilderbuch vom Alltag in Theresienstadt, vom Hunger vor allem – *»Ein Paket! Ein Paket!«.* Auf den weiteren Blättern malte Bedřich Fritta die Träume eines kleinen Jungen – was er wohl einmal werden könnte? – und die Abenteuer eines Kindes, das die Welt entdeckt, eine schöne aufregende Welt, von der der Junge hinter den Festungsmauern in Theresienstadt nichts wusste, ebenso wie die anderen im Ghetto eingesperrten Kinder.

»Zeichne, was Du siehst«

Aber auch sie, die Kinder von Theresienstadt, malten ihre Ängste und ihre Träume. Es gab etliche Künstlerinnen und Lehrerinnen, die trotz des Verbots die Kinder unterrichteten und anleiteten. Eine von ihnen, *Friedl Dicker-Brandesjová*, hatte im Ghetto Malkurse für Mädchen eingerichtet. Fast alle diese Jugendlichen wurden nach Auschwitz deportiert. Ihre geretteten Bilder dokumentieren wie die Arbeiten der erwachsenen Künstler_innen den Theresienstädter Alltag, erzählen von ihren Sehnsüchten und Hoffnungen.[4]

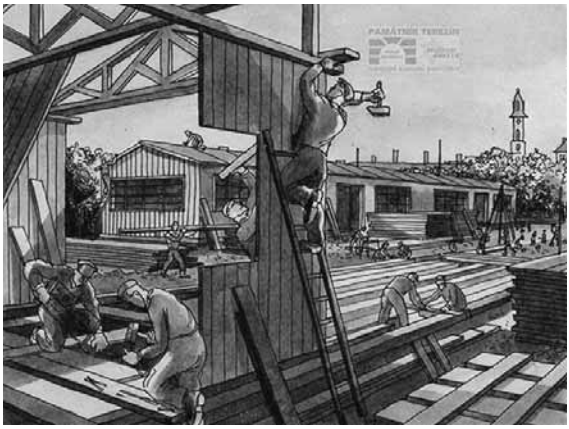
Ein weiteres Zeugnis des Theresienstädter Grauens, zugleich des Überlebenswillens, im Untergrund konzipiert und gestaltet, ist die Zeitung *Vedem* einer Gruppe jugendlicher Häftlinge, für die der Prager Schüler Petr Ginz verantwortlich zeichnete. (siehe: »Gottesdienst für Jugendliche ...« in: ASF-Predigthilfe 27. Januar 2007).

Der kleine Tomáš Fritta und seine Eltern – Bedřich und Johanna Fritta, sie hatten einige Jahre zuvor in Prag unter der Chuppa, dem jüdischen Hochzeitsbaldachin,

Bedřich Fritta, Kulissen für die internationale Kommission, 1943/44
(Tusche, Feder und Pinsel, 57 x 84,5 cm)

geheiratet – zählten zu den ersten der nach Theresienstadt Deportierten. Im November 1941 hatte die Gestapo nach der Einrichtung eines Polizeigefängnisses aus der Stadt selbst die Einwohner vertrieben und in den alten Festungsanlagen[5] ein Ghetto, ein Konzentrationslager für Juden, errichten lassen. Zunächst als Sammel- und Durchgangslanger für die Juden aus Böhmen und Mähren geplant, wurde es zu einem sogenannten Altersghetto für Häftlinge aus Deutschland und den anderen von den Deutschen okkupierten Ländern.

Gemeinsam mit weiteren Häftlingen sollte *Bedřich Fritta* in der ehemaligen Festungsstadt den Bau von Unterkünften planen. Theresienstadt war von

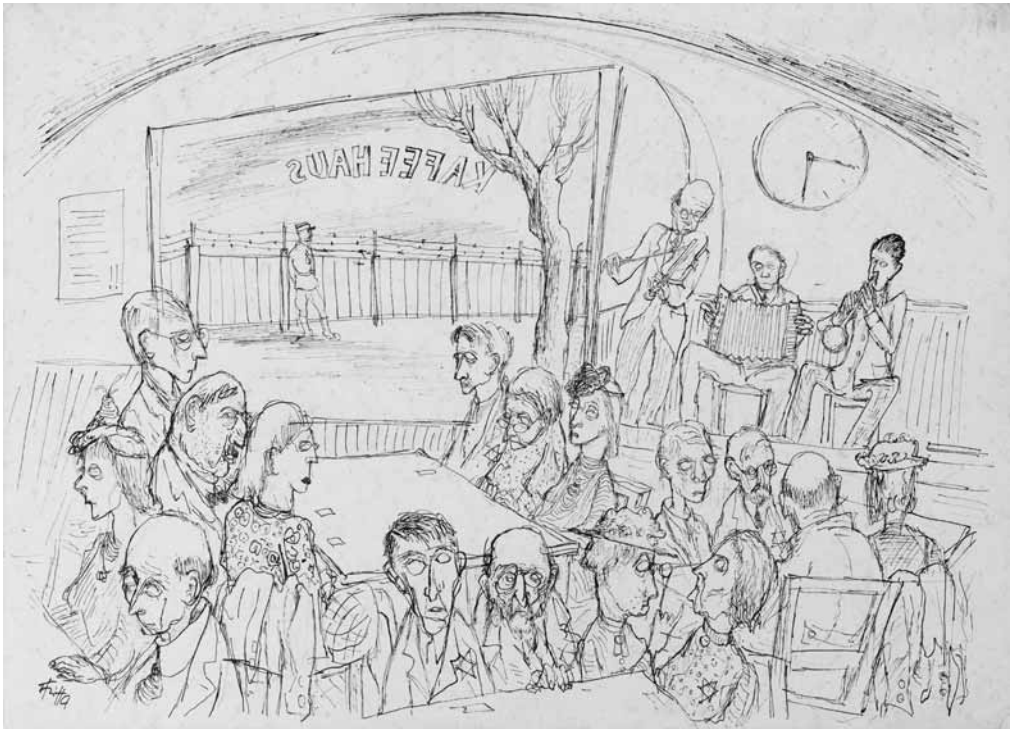


Bedřich Fritta, Barackenbau (Auftragsarbeit), Theresienstadt 1942 (Tusche, Feder, Aquarell, 17 x 23 cm)

Anfang an gedacht als »Zwischenstation« vor der Deportation nach Riga und Auschwitz und in andere Vernichtungslager, in den Tod. Dem in Prag berühmten Zeichner und Karikaturisten übertrug die Prager Gestapo die Leitung des Zeichenstudios, in dem bis zu zwanzig Frauen und Männer arbeiteten, unter ihnen *Leo Haas, Charlotte Buresovä, Dinah Gottliebová, Karel Fleischmann*. Hier fertigten sie NS-Propagandamaterial an sowie Baupläne für den Um- und Ausbau des Ghettos. Die Welt außerhalb der Festungsmauern und des Stacheldrahtes sollte mit diesen Architekturentwürfen für Cafés, Spielplätze und andere scheinbar soziale Einrichtungen über die eigentliche Funktion des Todeslagers getäuscht werden, insbesondere das Internationale Rote Kreuz, das sich für den Juni 1944 zu einer Besichtigung angesagt hatte.

Heimlich aber zeichneten die Künstler und Künstlerinnen den mörderischen Alltag im Ghetto. Sie versuchten, einige ihrer oft großformatigen Zeichnungen

Bedřich Fritta, Menschen, auf die Abfahrt nach Polen wartend, 1943/44
(Tusche, Feder und Pinsel, laviert, 70,3 x 97 cm)



Bedřich Fritta, Kaffeehaus, 1943 (Tusche, Feder, 44 x 60 cm)

aus dem Lager ins Ausland zu schmuggeln. Als sie erfuhren, dass die Gestapo über ihre illegale Arbeit Bescheid wusste, vergruben sie einen Großteil der Blätter und auch das bunte Kinderbuch für Tomáš Fritta in der Magdeburger Kaserne, in der Nähe des Zeichensaals. Am 17. Juli 1944 wurden *Felix Ferdinand Bloch, Leo Haas, Otto Ungar und Bedřich Fritta* verhaftet; Johanna Fritta und ihr gemeinsamer kleiner Sohn Tomáš (politischer Häftling Nr. F 172!) gehörten ebenfalls zu den Verhafteten. Im Gestapogefängnis der Kleinen Festung wurden die Männer von SS-Offizieren, u. a. von Adolf Eichmann, verhört, wegen »Greuelpropaganda« gefoltert, nach Auschwitz deportiert. Todesdatum Bedřich Fritta: 26. Oktober 1944. Leo Haas überlebte das KZ Auschwitz. 1945 adoptierten er und seine Frau Erna Haas den kleinen Tomáš Fritta.

Schlaglichter ...

Das Team um Denis Grünemeier, den Kurator der Ausstellung im Jüdischen Museum Berlin, ordnete die Arbeiten von Bedřich Fritta unter die Rubriken *»Schlaglichter« – »Überzeichnung« – »Phantasmagorien« – »Gedränge« – »Todesmetaphern« – »Skizzen«*. »Bedřich Frittas Arbeiten«, so notierte Grünemeier im Begleittext, »wurden bislang vor allem als zeithistorische Quelle verstanden. Die Ausstellung widmet sich dagegen auch den künstlerischen Mitteln, mit denen Fritta den Ghettoalltag deutete und kommentierte. Die Vielfalt seiner Bildsprache und die außergewöhnliche künstlerische Qualität der Blätter werden in dieser Gesamtschau sichtbar.«[6]

Leo Haas, Porträt Bedřich Frittas, 1943 (Tusche, Feder, laviert, 43,9 x 30 cm)

Fritz Taussig – sein Künstlername: *Bedřich Fritta* – hatte unter anderem in Paris studiert. In Prag arbeitete er für die satirische Zeitschrift Simplicus und für das Prager Tageblatt. Er war vertraut mit der künstlerischen Formensprache des Expressionismus und Surrealismus. In manchen Überzeichnungen und Metaphern, in Grotesken und Karikaturen meint man den zeichnenden Zeitgenossen Otto Dix, George Grosz, Alfred Kubin, Pablo Picasso zu begegnen. In Theresienstadt malte und zeichnete er Alptraumbilder, oft in scharfen Schwarz-Weiß-Kontrasten, eine

bedrückende Symbolsprache mit schwarzen Bäumen ohne Laub, mit Gewitterwolken und fliehenden Vögeln, Frauen und Männer in ängstigender Enge innerhalb bedrängender Festungsmauern und vor verschlossenen Kasernentoren, – eine unheimliche Wirklichkeit. Auf manchen Bildern ergibt sich aus gezeichneten Stützbalken ein großes »V« – Victory? – ein heimliches Zeichen? – die Mörder werden nicht siegen! Bedřich Fritta war ein mutiger Mensch, ein Widerstandskämpfer, ein leidenschaftlicher Künstler.

»Zeichne, was Du siehst!« hatte der Vater zu seiner kleinen Tochter, dem jüdischen Mädchen aus Prag, bald nach der Ankunft im Ghetto gesagt, nachdem sie ihm eine Zeichnung mit Schneemann und spielenden Kindern in die Männerkaserne geschmuggelt hatte[7]. Auch Bedřich Fritta und die Frauen und Männer im Zeichenstudio von Theresienstadt fühlten sich dieser Herausforderung verpflichtet.

Für den Abdruck der Bilder in dieser Predigthilfe danken wir Herrn Thomas Fritta-Haas, Mannheim, und Frau Inka Berz, Leiterin der Sammlungen im Jüdischen Museum Berlin.

Erweiterung und Vertiefung siehe:
Wolfgang Benz, Theresienstadt. Eine Geschichte von Täuschung und Vernichtung, Verlag C. H. Beck, München 2013, 281 S., 24,95 Euro
Aus der Verlagsankündigung: Die Nationalsozialisten sind mit ihren Lügen über Theresienstadt nicht erfolglos geblieben: In der Literatur findet man immer wieder Hinweise darauf, dass hier die Lebensbedingungen besser waren als in anderen Lagern, dass die Kinder und Jugendlichen in den Genuss von Schulbildung gekommen seien, nirgendwo fehlt der Verweis auf das kulturelle Leben im Ghetto. Dies alles gab es, doch wird dabei ein entscheidender Teil der Wirklichkeit ausgeblendet. Denn Theresienstadt war in das Programm der »Endlösung« eingebunden und von Hunger, Elend und einer hohen Sterblichkeit geprägt. Das Ghetto war hoffnungslos überfüllt und immer wieder gingen Transporte in die Vernichtungslager im Osten. Insgesamt wurden 141 000 Juden, vor allem aus der Tschechoslowakei, Deutschland und Österreich, nach Theresienstadt deportiert, nur 23 000 von ihnen überlebten den Holocaust.

---

1 17. Mai 2013 – 25. August 2013 / Kurator Denis Grünemeier. Die Ausstellung ist dokumentiert unter: www.jmberlin.de/fritta / Fotograf: Jens Ziehe
2 Thomas Fritta-Haas hatte vor einigen Jahren einen Großteil der Arbeiten dem Jüdischen Museum als Dauerleihgabe überlassen.
3 Für Tommy zum dritten Geburtstag in Theresienstadt, Pfullingen 1985: Günther Neske-Verlag. ISBN 3-7885-0269-X, DNB; s. a. Angelika Kettelhack: Das ist kein Märchen, das ist die Wahrheit. Dokumentarfilm über den Sohn Thomas Fritta-Haas, 1988
4 Helga Weissová-Hosková, Zeichne, was Du siehst. Zeichnungen eines Kindes aus Theresienstadt/Terezín, Wallstein Verlag 1999
5 Zur Geschichte des Ghettos Theresienstadt: www.ghetto-theresienstadt.info; im Oktober 1991 wurde das Ghettomuseum in Theresienstadt / die Gedenkstätte Theresienstadt eröffnet.
6 vgl. www.jmberlin.de/fritta/de
7 Helga Weissová-Hosková, a. a. O.

Aktion Aufschrei – Stoppt den Waffenhandel

Horst Scheffler

Bundesregierung und Rüstungsexporte

Am 14. November 2012 hat die Bundesregierung ihren aktuellen Rüstungsexportbericht veröffentlicht. Sie gibt darin Auskunft über die Ausfuhrgenehmigungen für Rüstungsgüter im Jahr 2011 sowie die tatsächlich exportierten Kriegswaffen. Der Befund lautet: Die Einzelausfuhrgenehmigungen sind von 4,754 Milliarden Euro auf 5,414 Milliarden Euro beträchtlich gestiegen. 42 Prozent dieser Genehmigungen gingen an Drittstaaten, die nicht der EU oder der NATO angehören. Nach zwanzig Jahren Mitarbeit in der Arbeitsgruppe Rüstungsexporte der Gemeinsamen Konferenz Kirche und Entwicklung (GKKE) und seit 1997 Mitautor der jährlichen von dieser Arbeitsgruppe erstellten Rüstungsexportberichte der Kirchen muss ich feststellen, Deutschland bleibt in der Rangliste der Rüstungsexportländer auf dem dritten Platz in der Welt und deutsche Waffen werden weiterhin in Kriegen und Konflikten eingesetzt und töten Menschen.

Während die Kirchen die Verringerung und viele Friedensgruppen gar einen Stopp der Rüstungsexporte fordern, setzt die deutsche Politik auf eine Steigerung. Unter der Überschrift »Merkel rechtfertigt Rüstungsexporte als Friedensmittel« berichtete der SPIEGEL am 22. Oktober 2012 über eine Rede der Bundeskanzlerin Angela Merkel auf einer Bundeswehrtagung in Strausberg, die Kanzlerin wolle in der Sicherheitspolitik verstärkt auf Rüstungsexporte und militärische Ausbildungshilfe für »vertrauenswürdige Partner« setzen. Es läge im deutschen Interesse, wenn Partner dazu befähigt würden, sich für die Bewahrung und Wiederherstellung von Sicherheit und Frieden in ihren Regionen wirksam einzusetzen. Da Deutschland nicht überall auf der Welt eine aktive Rolle mit Militär übernehmen könne, müsse man vertrauenswürdigen Partnern mit Waffen helfen, damit sie entsprechende Aufgaben übernehmen könnten.

Erwartungen von Industrie und Wirtschaft

Eine beträchtliche Steigerung der Rüstungsexporte erwarten auch Industrie und Wirtschaft. Die Agentur Horvath & Partners Management Consultants hat in ihrer Studie »Wehrtechnik im Wandel – Herausforderungen für die Industrie« aus dem Jahr 2011 diese Erwartungen erhoben:

→ Die weltweite sicherheitspolitische Lage werde in den kommenden Jahren angespannt bleiben und die Anzahl der bewaffneten Konflikte weiter steigen.
→ Die Streitkräfte sähen sich vermehrt asymmetrischen Bedrohungen ausgesetzt und müssten sich auf eine zunehmende Verlagerung der Einsatzgebiete in urbanes Gelände einstellen. Cyberwar-Szenarien und Konfliktursachen wie der Kampf um Rohstoffe, Wasser oder Nahrungsmittel rückten immer mehr in den Vordergrund.
→ Die Heimmärkte blieben für die westeuropäische Rüstungsindustrie umsatzseitig unverändert attraktiv. Das Wachstum der Branche finde jedoch außerhalb dieser traditionellen Märkte statt. Die Zukunftsmärkte lägen vor allen im Mittleren Osten, in Südamerika und im asiatischen Raum.
→ Es werde eine Verschiebung innerhalb der Marktsegmente stattfinden. Drohnen, vernetzte Operationsführung sowie Schutz- und Kommunikationssysteme gälten als die Geschäftsfelder der Zukunft.
→ Die wehrtechnische Industrie in Westeuropa glaube an ihren Technologie- und Know-how-Vorsprung gegenüber Ländern wie Russland, China, Südkorea, Brasilien, Indien oder der Türkei auf Jahre hinaus.
→ Über 70 Prozent der Unternehmen rechneten mit steigenden Umsätzen in den nächsten zehn Jahren, ein Großteil davon werde zukünftig im Ausland erwirtschaftet.

Steht ein Paradigmenwechsel der deutschen Rüstungsexportpolitik bevor? Galt diese bisher doch als eher restriktiv, so ist jetzt eine Offensive für vermehrte Rüstungsexporte zu erwarten. Die Rüstungsindustrie scheint darauf vorbereitet zu sein. Für eine Umkehr zur Verringerung oder einem Aussetzen der Rüstungsexporte sind in Politik und Industrie keine Anzeichen zu erkennen.

Aktion Aufschrei – Stoppt den Waffenhandel

Der dramatische Anstieg deutscher Rüstungsexporte in den letzten Jahren und erst recht die zu erwartenden Steigerungen verlangen nach entschiedenen Protesten aus der Zivilgesellschaft.

Die *Aktion Aufschrei – Stoppt den Waffenhandel* will aus der Zivilgesellschaft heraus Druck gegen die Praxis des deutschen Rüstungsexportes aufbauen und Alternativen zur Rüstungsproduktion aufzeigen. Sie strebt danach, deutsche Rüstungsexporte zukünftig möglichst ganz generell zu verbieten.

Die aktuelle und durch eine Unterschriftenaktion unterstützte politische und zentrale Forderung zielt auf eine Klarstellung von Art. 26, 2 des Grundgesetzes,

der jetzt noch lautet: »Zur Kriegsführung bestimmte Waffen dürfen nur mit Genehmigung der Bundesregierung hergestellt, befördert und in Verkehr gebracht werden. Das Nähere regelt ein Bundesgesetz.« Die *Aktion Aufschrei – Stoppt den Waffenhandel* fordert folgende präzise und verschärfte Formulierung des Textes: »Kriegswaffen und sonstige Rüstungsgüter werden grundsätzlich nicht exportiert. Das Nähere regelt das Rüstungsexportgesetz.«

Mit diesem Rüstungsexportgesetz soll erwirkt werden, dass der Export von Kriegswaffen und Rüstungsgütern in jedem Einzelfall begründet werden muss. Die Kampagne verlangt einen Genehmigungsvorbehalt für Kriegswaffen und alle Rüstungsgüter. Kein Rüstungsexport, wenn er nicht ausdrücklich genehmigt worden ist!

Zur Verdeutlichung: In Art. 26,2 des Grundgesetzes ist zwar bereits jetzt festgeschrieben, dass zur Kriegsführung bestimmte Waffen nur mit Genehmigung der Bundesregierung hergestellt, befördert und in den Verkehr gebracht werden dürfen. Wenn es nun ergänzend heißt, Näheres regele ein Bundesgesetz, so muss man wissen, dass auf Initiative des Bundesverteidigungsministers Strauß anstatt einem Bundesgesetz vor mehr als 50 Jahren zwei Bundesgesetze beschlossen wurden.

Das eine ist das *Kriegswaffenkontrollgesetz (KWKG)*, das deutlich definiert, was *Kriegswaffen* sind. Diese dürfen nur mit Genehmigung der Bundesregierung hergestellt, befördert und in Verkehr gebracht werden. Hier gilt der Genehmigungsvorbehalt: Nichts geht ohne ausdrückliche Genehmigung.

Das zweite ist das *Außenwirtschaftsgesetz (AWG)*, das den Export von *sonstigen Rüstungsgütern, Dual-Use-Gütern und Rüstungskomponenten* regelt. Da das Außenwirtschaftsgesetz (AWG) den unbeschränkten und freien Welthandel ermöglichen soll, erlaubt es den Export von allem, was nicht ausdrücklich verboten ist. Während für die Kriegswaffen nach dem Kriegswaffenkontrollgesetz all das verboten ist, was nicht ausdrücklich genehmigt wird, erlaubt das Außenwirtschaftsgesetz dagegen den Export von Rüstungsgütern, Dual-Use-Gütern und Rüstungskomponenten, wenn er nicht ausdrücklich und begründet verboten wird. (Verbotsvorbehalt). Mit dem Außenwirtschaftsgesetz (AWG) wurde dem Export von sonstigen Rüstungsgütern, Dual-use-Gütern und Rüstungskomponenten Tür und Tor geöffnet.

Mit der von der *Aktion Aufschrei – Stoppt den Waffenhandel* vorgeschlagenen Klarstellung von Art.26,2 des Grundgesetzes und der damit verbundenen Forderung nach einem Rüstungsexportgesetz soll erwirkt werden, dass ein *ausnahmsweise stattfindender* Export von Kriegswaffen *und* allen sonstigen Rüstungsgütern in *jedem Einzelfall* genehmigt und begründet werden muss.

Die *Aktion Aufschrei – Stoppt den Waffenhandel* fordert deshalb auch Transparenz in allen Rüstungsgeschäften. Wenn Rüstungsexporte ausnahmsweise genehmigt werden, sind sie öffentlich zu begründen. Die rechtlichen und ethischen Kriterien wie die Politischen Grundsätze für den Export von Kriegswaffen und sonstigen Rüstungsgütern und der EU-Code of Conduct on Arms Trade sind längst gegeben. Sie zielen u. a. auf die Menschenrechtslage, die Einstufung als Krisenregion und die evtl. Störung der Nachhaltigkeit der Entwicklung im Empfängerland. Sie sollten gesetzliche Bindekraft haben, weil der Export von Kriegswaffen und Rüstungsgütern als Mittel der Gewalt nach den gleichen strengen Kriterien zu beurteilen ist wie die Androhung oder Anwendung von Gewalt. Gewalt aber ist eines der schwersten Übel für Menschen und deren Zusammenleben.

Wer sich für eine zivile und gewaltfreie Konfliktbewältigung einsetzt, muss den weltweiten Waffenhandel begrenzen.

Würdigung Ernst Klee

Michael Wunder

Ernst Klee ist im Mai 2013 in Frankfurt gestorben, 71 Jahre alt. Er hat sich alle Nachrufe, Trauerfeier, Bekanntgabe des Beerdigungstermins, Anzeigen und sonstige Arten von Kondolenz verbeten. Eine Bescheidenheit, die umso mehr wiegt, als er soviel für die öffentliche Anerkennung der Belange von Menschen mit Behinderung erreicht hat Eine Bescheidenheit auch, die es all denen schwer macht, die ihn geschätzt, verehrt oder bewundert haben. Meine Zeilen möchte ich deshalb als Würdigung aus ganz persönlicher Sicht verstehen. Sie gelten einem Menschen, der sich selbst nie überschätzte, der aber dennoch mit seiner deutlichen Parteinahme für die Menschen mit Behinderung oder psychischen Krankheiten, mit seiner journalistischen Genauigkeit und auch mit seinen manchmal harten, aber kreativen Methoden wichtige Entwicklungen ausgelöst und Einfluss genommen hat.

Als ich 1980 meine Stelle in den ehemaligen Alsterdorfer Anstalten – heute Evangelische Stiftung Alsterdorf – antrat, hatte Ernst Klee hier schon gewirkt. Nach einer Berichterstattung über die skandalösen Lebensbedingungen von Menschen mit Behinderung in der damaligen Anstalt und vor allen Dingen nach den Verteidigungsreden der damaligen Anstaltsleitung war es Ernst Klee, der in Frankfurt 1979 die goldene Krücke an den damaligen Direktor Alsterdorfs verlieh. In seiner Laudatio formulierte er es so: »Pfleglinge an Bänke festgebunden, auf dem Klo angeschnallt und ins Bett gekreuzigt, indem man die ausgestreckten Beine und Arme am oberen und unteren Bettrand festbindet. Jesus wurde von den Römern gekreuzigt, nun kreuzigen ein paar seiner amtskirchlichen Nachfolger geistig Behinderte in Diakoniebetten: Sie kassieren für diese Art von Behandlung sogar noch Pflegegeld.« (Klee 1987, 81)

Drastisch waren Ernst Klee's Worte und ebenso seine Mittel. Sie haben aber sehr viel bewirkt. In Alsterdorf gilt das Jahr 1979 als das Wendejahr, nach dem tatsächlich ein Umdenken und ein langer Prozess der Anstaltsauflösung und ein bis heute nicht abgeschlossener Wandel zu Wohn- und Arbeitsangeboten für Menschen mit Behinderung einsetzte, die deren Selbstbestimmung respektieren.

Ernst Klee hatte bereits Anfang der 70er Jahre zusammen mit Gusti Steiner an der Volkshochschule in Frankfurt den in der Behindertenbewegung bis heute erinnerten Kurs »Bewältigung der Umwelt« initiiert. Straßenblockaden von Menschen mit Behinderung gegen einen öffentlichen Nahverkehr, an dem sie nicht teilnehmen konnten, oder Demonstrationen vor Gebäuden, in die sie

nicht hineinkamen – fanden damals erstmalig in der Bundesrepublik und auf Initiative dieses Kurses statt. Wer heute über Barrierefreiheit spricht, sollte wissen, dass die ersten spektakulären Aktionen dazu von Ernst Klee und anderen bereits in dieser Zeit in Deutschland initiiert wurden. Und er sollte wissen, dass ohne die drastischen Mittel, mit denen damals gearbeitet wurde, wahrscheinlich die Öffentlichkeit nie wachgerüttelt worden wäre. Vieles, was wir heute für selbstverständlich halten, gleichwohl es noch lange nicht verwirklicht ist, wäre in noch weiterer Ferne.

Ernst Klee hat Sozialpädagogik und evangelische Theologie studiert. Dennoch sind seine in der Öffentlichkeit am stärksten wahrgenommenen Verdienste die in dem Bereich der Geschichtsforschung. 1983 ist Ernst Klee's bahnbrechendes Buch »Euthanasie im NS-Staat – die Vernichtung lebensunwerten Lebens« erschienen. Es war die Zeit, in der sich erstmals Mediziner, Theologen, Psychologen und Krankenpflegekräfte zusammentaten, um an dem Ort, wo sie arbeiteten und Behindertenhilfe oder Psychiatrie betrieben, zu fragen und zu forschen, was dort in der Zeit des Nationalsozialismus geschehen war.

Der Aufbruch, der damit verbunden war, geschah außerhalb der universitären Geschichtsforschung, die sich dieses Themas erst später annahm. Barfußhistoriker mussten sich deshalb all jene, auch Ernst Klee, beschimpfen lassen, die das Thema aufgriffen. Auch ich gehörte damals zu diesen Barfußhistorikern und zu denen, für die das Buch von Ernst Klee nicht nur Impuls und Anstoß zur Weiterarbeit war, sondern eine der besten Quellen, um Zusammenhänge zu erkennen und eigene Erkenntnisse einzuordnen. Im Vorwort zu diesem Buch schreibt Ernst Klee: »Es geht mir nicht um eine nachträgliche Anklage, es geht darum, unseren Umgang mit angeblich Minderwertigen und Unnützen zu begreifen… Ihre gesellschaftliche Ächtung ist noch nicht Vergangenheit.« (Klee 1983, 13)

Klees Bücher sind bis heute brandaktuell und von großem Wert, für Historiker wie für kleine Geschichtswerkstätten, die anfangen regionale Geschichtsschreibung vor Ort zu betreiben. Sie stehen nicht für eine juristische Anklage, obwohl sie deren Ausbleiben immer wieder beklagt haben, sondern für einen moralischen Standort, die Verwicklung der Medizin und der Mediziner in die Verbrechen des Nationalsozialismus zu erkennen, das Wissen darüber zuzulassen und mit diesem Wissen kritische Fragen an das heutige Handeln zu stellen.

»Was sie taten – was sie wurden. Ärzte, Juristen und andere Beteiligte am Kranken- oder Judenmord« und später das »Personenlexikon im Dritten Reich« waren und sind Nachschlagewerke, um mehr über bekannte oder

unbekannte NS-Täter und Mitläufer zu erfahren. Es sind Bücher, die von den persönlichen Kontinuitäten vor und nach 1945 vielfach Zeugnis ablegen, Fakten über ungesühnte Verbrechen und nie verfolgte Täter. Die persönlichen Verantwortlichkeiten und den heutigen Umgang damit nannte er eine »Vertuschungsgemeinschaft«. Und in einem Vortrag in der Evangelischen Stiftung Alsterdorf 2001 sagte er: »Wer den Tätern nach dem Mund redet, hat kein Ohr für die Opfer.« (Klee 2001a)

Ernst Klee stand und steht nicht nur für eine detailgenaue und durch eigenes Archivstudium fundierte Aufarbeitung bis dahin jeweils unbeachteter geschichtlicher Zusammenhänge der Euthanasieaktionen der Nationalsozialisten, sondern eben auch für die Transformation dieses Wissens in die aktuellen Fragen des Umgangs mit den Opfern heute, ihrer Entschädigung, ihrer Würdigung, ihrer Anerkennung.

Ernst Klee mischte sich auch in die aktuellen bioethischen Debatten, insbesondere zur Sterbehilfe und zur modernen Euthanasiepraxis ein. Wie immer formulierte er pointiert und treffend. Zur Debatte um den australischen Bioethiker Peter Singer, der die Tötung Neugeborener mit Behinderung für ethisch legitim hält, wenn die Summe des Glücks der Eltern und der Geschwisterkinder dadurch größer wird, vermerkte er spitz, es sei erstaunlich, »mit welcher intellektuellen Lust Singer und Nachsinger diskutieren, wer denn nun alles getötet werden kann.« Die akademische Verfolgung der neuen Euthanasieopfer sei bereits im Gange. Dabei werde kaum etwas formuliert, was die NS-Euthanasierer nicht schon getan hätten. (Klee 1990, 68.)

Erst spät erhielt Ernst Klee die ihm gebührende öffentliche Anerkennung und Ehrung. 1997 den Geschwister-Scholl-Preis für das Buch »Auschwitz – die NS-Medizin und ihre Opfer«, 2001 die Goethe-Plakette für das Buch »Deutsche Medizin im Dritten Reich – Karrieren vor und nach 1945«. Und 2005 wurde schließlich sogar eine Körperbehindertenschule in Meppingen in Westfalen ihm zu Ehren Ernst-Klee-Schule benannt.

Ernst Klee hatte natürlich nicht nur Freunde und Bewunderer. Im Gegenteil, die Liste seiner Kritiker und insbesondere seiner Feinde ist wohl ziemlich lang. Hin und wieder haben sich sogar Freunde wie ich geärgert. Beispielsweise als er 1993 den Film »Die Hölle von Ückermünde – Psychiatrie im Osten« gedreht hat. Nicht dass der Anlass der unhaltbaren Zustände in dieser Psychiatrie drastische Mittel erforderlich gemacht hätte, sondern das Draufhalten der Kameras auf Menschen mit Behinderung, die nackt und in ihrer ganzen Not gezeigt, um nicht zu sagen zur Schau gestellt wurden, war Grund meiner Kritik. Darf man die Entwürdigten ein zweites Mal durch das veröffent-

lichte Bild entwürdigen? Oder ist dies gar keine Entwürdigung, weil es als Anklage gegen die Betreiber dieser Zustände geschieht? Immerhin hatte aber auch dieser Film etwas Gutes. Nicht nur die überfällige Debatte über die Veränderung der Zustände in dieser Anstalt war die Folge, sondern auch die Debatte über die Zulässigkeit ästhetischer und stilistischer Mittel, um einen Skandal in einem Heim oder einer Psychiatrie öffentlich zu machen.

Die Würdigung einer Person und eines Lebenswerkes soll auch solche kritischen Seiten nicht aussparen. Im Ganzen herrscht aber auch bei mir Bewunderung und vor allen Dingen Dank vor, und natürlich Wehmut. So vieles wäre noch zu diskutieren gewesen mit ihm, so vieles wäre noch von ihm zu kommentieren gewesen, und so vieles wartet sicherlich auch heute noch darauf, von jemand wie ihm aufgearbeitet und dokumentiert zu werden.

Klee E (1983): »Euthanasie« im NS-Staat. Die »Vernichtung lebensunwerten Lebens«, Frankfurt/M.: Fischer.
Klee E (1980): Behindert: über die Enteignung von Körper und Bewusstsein; ein kritisches Handbuch, Frankfurt/M.: Fischer-Taschenbuch.
Klee E (1990): »Durch Zyankali erlöst«- Sterbehilfe und Euthanasie heute, Frankfurt/M.: Fischer-Taschenbuch.
Klee E (2001a): 25 Jahre »Euthanasie«-Forschung. Geschichtliches Wissen und Verantwortung heute, www.beratungszentrum-alsterdorf.de/alsterdorfer-fachforum/euthanasie-forschung
Klee E (2001b): Auschwitz – die NS Medizin und ihre Opfer, Frankfurt/M.: Fischer-Taschenbuch.
Klee E (2001c): Deutsche Medizin im Dritten Reich – Karrieren vor und nach 1945, Frankfurt/M.: Fischer-Taschenbuch.
Klee E (2004): Was sie taten – was sie wurden. Ärzte, Juristen und andere Beteiligte am Kranken- oder Judenmord, Frankfurt/M.: Fischer-Taschenbuch.
Klee E (2011): Das Personenlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945, Frankfurt/M.: Fischer-Taschenbuch.

Korrespondenzadresse:
Evangelische Stiftung Alsterdorf, Beratungszentrum Alsterdorf, Paul-Stritter-Weg 7, 22297 Hamburg, Telefon: (040) 50 77 35 66, Fax: (040) 50 77 37 77, m.wunder[at]alsterdorf.de

Offener Brief

Zur Erklärung der Konferenz des Weltkirchenrats und des Rates der Kirchen des Mittleren Ostens in Beirut

Basel und Neuendettelsau, 4. Juni 2013

Sehr geehrter Herr Präsident des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbunds, lieber Bruder Locher

Sehr geehrter Herr Ratsvorsitzender der Evangelischen Kirche Deutschlands, lieber Bruder Schneider

Wir schreiben Ihnen wegen der Erklärung der Konferenz in Beirut, die der Weltkirchenrat und der Rat der Kirchen des Mittleren Ostens im Mai abgehalten haben. Das Thema der Konferenz war die Lage der Christen und Christinnen im Mittleren Osten. Wie dem abschließenden Statement u. a. zu entnehmen ist, werden Juden beschuldigt, seit 65 Jahren (also seit Gründung des jüdischen Staates) das palästinensische Volk, Christen und Muslime, kontinuierlich enteignet zu haben. Ferner wäre Jerusalem eine besetzte Stadt. Die israelische Regierung soll danach auch Christen und Muslime diskriminieren. Schließlich würden Christen, die einen »christlichen Zionismus« vertreten, »zionistische Lobbys« anstiften, die öffentliche Meinung zu manipulieren und innerchristliche Beziehungen zu beschädigen.

Wir sind bestürzt über diese jegliches Augenmaß vermissen lassende antiisraelische Stellungnahme. Wir sind bestürzt, dass andersdenkende Christen und Christinnen verleumderisch herabgesetzt und geradezu stigmatisiert werden in der Erklärung. Wir sind bestürzt, dass jegliches offene Wort darüber fehlt, wer für die die tagtäglichen Diskriminierungen und die Verfolgung von Christen und Christinnen im Mittleren Osten in Wahrheit verantwortlich ist.

Der Weltkirchenrat hat zwar seit Jahrzehnten antiisraelische Stellungnahmen abgegeben und Institutionen gefördert, die die Grenze zwischen der politischen Kritik zur traditionellen christlichen Judenfeindlichkeit meistens überschreiten. Insbesondere hat er eine Schmähschrift gefördert, das sogenannte Kairos-Palästina-Dokument, die u. a. terroristischen Mördern von unschuldigen jüdischen Zivilisten huldigt. Der Weltkirchenrat hat sich auch nie von Pfarrer Dr. Mitri Raheb (Bethlehem), einem der Hauptinitiatoren des antiisraelischen Pamphlets Kairos-Palästina, distanziert, der in rassistischer Manier die »Entjudung« Jesu von Nazareth propagierte und so an Nazitheologen nahezu nahtlos sich angeschlossen hat. Vielmehr wurde Raheb von vielen Funktionären belobigt, auch vom Generalsekretär des Weltkirchenrats.

Die erwähnte Erklärung von Beirut überschreitet jedoch jegliche bisher bekannte antiisraelische und antisemitische Propaganda des Weltkirchenrats. Sie delegitimiert und dämonisiert den Staat Israel. Sie schließt sich an radikale, hasserfüllte Verzerrungen Israels an und verleumdet demokratische Staaten, die internationales Recht anerkennen und friedensfördernd wirken. Nicht zuletzt greift sie in unchristlicher Weise Christen und Christinnen an, die als treue Mitglieder ihrer Kirchen Anhängerinnen und Anhänger von kirchlichen Erklärungen geblieben sind, die sich bewusst der Schuld der christlichen Lehre der Verachtung der Juden und der christlichen Mitschuld an mörderischer Gewalt am jüdischen Volk stellen. Viele dieser Erklärungen verteidigen nach dem Holocaust die bleibende Erwählung des jüdischen Volks und zählen zu ihrem Glauben das Eintreten dafür, dass das Fortbestehen des jüdischen Volks am besten in einem jüdischen Staat gewährleistet werden kann. Die Rheinische Synodalerklärung von 1980 hat Israel als »Zeichen der Treue Gottes« zu seinem Volk erklärt. Die Erklärung »Kirche und Israel« der Leuenberger Kirchengemeinschaft von 2001 hat ausführlich dem neuen Geist der biblischen Freundschaft der Kirche mit Israel Ausdruck verliehen. Nichts von diesen Aussagen des Glaubens kommt in der Beirut-Erklärung vor. Die Erwählung des jüdischen Volks und dessen Recht auf einen Staat im biblischen Land Israel werden verschwiegen, ja implizit geleugnet. Das ist auch ein Anschlag auf das Völkerrecht.

Dass Israel der Diskriminierung von Muslimen und Musliminnen sowie von Christen und Christinnen beschuldigt wird, ist eine grobe Verletzung des göttlichen Gebotes, kein falsches Zeugnis abzulegen. Nirgendwo sonst im Nahen Osten gibt es eine so ausgeprägte religiöse Toleranz wie in Israel. Die Erklärung lenkt ab von den entsetzlichen innermuslimischen Massakern und der horriblen Verfolgung, die Christen und Christinnen in muslimischen Ländern erleiden. Geschieht dies aufgrund von »Islamophobie«? Sie stellt stattdessen Christen und Christinnen an den Pranger, die die antiisraelische und extreme politische Meinung des Weltkirchenrats und des Rats der Kirchen des Mittleren Ostens nicht teilen.

Wir erachten, verehrte Herren Präsidenten und liebe christliche Mitbrüder, als Professoren der Theologie und Mitglieder unserer Kirchen, die an der Erneuerung eines Verhältnisses zu den Juden und Jüdinnen seit Jahrzehnten mitgewirkt haben, diese Erklärung von Beirut als einen dramatischen Tiefpunkt im Revisionismus und als eine Erneuerung der alten, jetzt auf Israel projizierten christlichen Judenfeindschaft. Wir bedauern die politische Feigheit des Weltkirchenrats, der vermeidet, die antichristlichen Tendenzen gegen und Ver-

folgungen von Christen und Christinnen beim Namen zu nennen, die in muslimischen Ländern des Nahen Ostens von Extremisten betrieben werden. Schamlos wird davon abgelenkt, indem mal wieder Juden, d.h. Israel zum Ursprung aller Übel erklärt wird.

Wir hoffen und bitten Sie dringend darum, dass Sie als höchste Repräsentanten der Kirchen in reformatorischer Tradition und Sprecher wichtiger Gliedkirchen des ökumenischen Rats Ihre Stimme gegen diese neu-alte Judenfeindschaft des Weltkirchenrats deutlich und öffentlich erheben. Antisemitismus ist Sünde wider Gott und die Menschen.

Mit freundlichen Grüßen

Prof. Dr. Ekkehard W. Stegemann
Prof. emer. Dr. Wolfgang Stegemann

Nachrichtlich an den Generalsekretär des WCC Pfarrer Dr. Olav Fykse Tweit

→ Bedřich Fritta, Blick auf Theresienstadt, im Hintergrund das Böhmische Mittelgebirge, 1942/44 (Ausschnitt, Tusche, Feder und Pinsel, laviert, 48,3 x 70,5 cm)

KAPITEL III

Materialien für die Gemeinde

Vom Kuss Gottes

Sechzig Predigten aus sieben Jahrzehnten von Rudolf Weckerling

Hg. Ingrid Ehrler, Constanze Kraft
Schkeuditzer Buchverlag, Schkeuditz 2012, 333 S., 15 Euro

Am Volkstrauertag 1976 legte Pfarrer Rudolf Weckerling in einer Rundfunkpredigt Texte aus Jes. 66 aus. In dieser Predigt hieß es u. a.:

»›Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet‹, sagt Gott durch den Propheten Jesaja. Viele Mahnmale zeigen eine trauernde und zugleich tröstende Mutter. Künstler wie Käthe Kollwitz und Ernst Barlach haben leiderfahrene und doch kraftvolle, vielleicht selbst getröstete Muttergestalten geschaffen. Gottes Art zu trösten und aufzurichten wird von Jesaja im Gleichnis der Mutter dargestellt. Dieser Vergleich der Tätigkeit Gottes mit dem Wirken einer Mutter ist für die damalige Zeit ganz ungewöhnlich…« (S.139)

Dieses Zitat möge als Einladung gelesen werden, dem Prediger Rudolf Weckerling – Mitglied der Bekennenden Kirche, Weggefährte u. a. von Dietrich Bonhoeffer, Martin Niemöller, Bischof George Bell von Chichester – noch einmal zuzuhören. Die in dem Band versammelten Texte vom Sonntag Judika 1936 bis zur Neujahrspredigt 2006 sind inspirierende Zeugnisse eines lebensbejahenden, wenn nötig auch unbequemen Zeitgenossen. In den Jahren 1935 – 1941 wurde Pfarrer Weckerling das Predigen wegen »Wehrkraftzersetzung« verboten, mehrfach war er in Gestapohaft.

Rudolf Weckerling – Prediger, Liederdichter, Autor, Übersetzer, der Ökumene verpflichtet in Berlin, Beirut, Nairobi - feierte am 3. Mai 2013 seinen 102. Geburtstag.

I. S.

Ein Schmuggelfund aus dem KZ

Erinnerung, Kunst & Menschenwürde

Projektmappe für einen fächerübergreifenden Unterricht
Constanze Jaiser, Jacob David Papuch, Metropol Verlag Berlin 2012, 168 S., 53 Arbeitsblätter, 36 Paarkarten, 2 CDs, 19 Euro

Zu öffentlichkeitswirksamen Formen des Widerstands in den Konzentrationslagern gehörte das Schmuggeln von Informationen über die Zustände hinter Mauern und Stacheldraht. Die im Geheimen geschaffenen Zeichnungen der Künstler_innen im Ghetto Theresienstadt z. B. zeigten der Welt »draußen« eine extrem andere Wirklichkeit als die von der Gestapo propagierte (siehe Beitrag in dieser PH zu Bedřich Fritta).

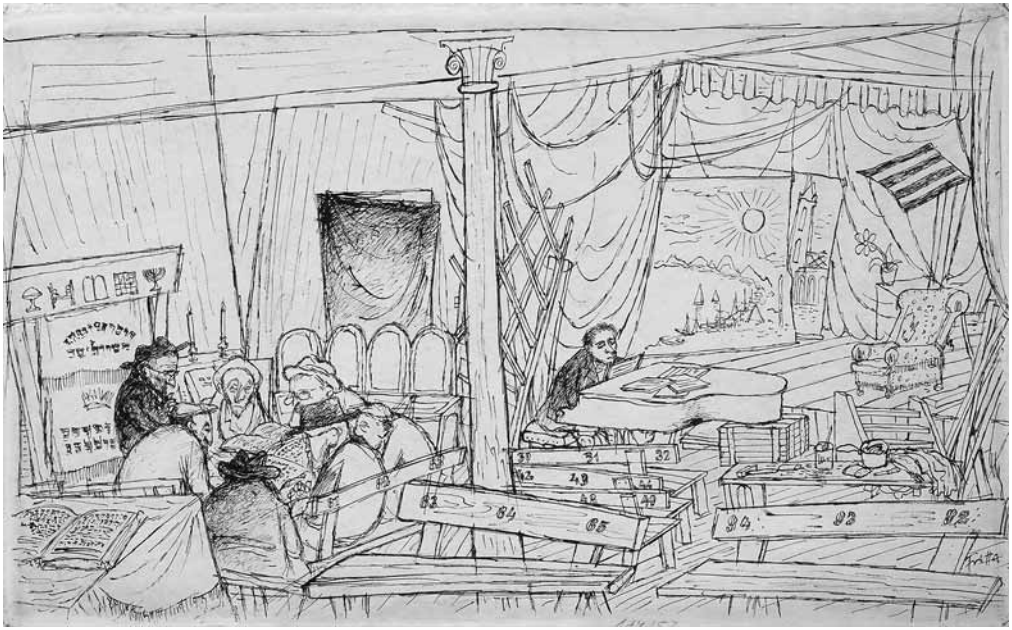
Über einen Schmuggelfund aus dem Frauen-KZ Ravensbrück liegt seit kurzem eine methodisch eindrückliche und aufschlussreiche »Projektmappe« vor, die auch für Konfirmandengruppen und Gemeindeseminare eine Fülle von Anregungen, kreativen Anstößen und vielseitigen Gesprächsanlässen bietet.

Zur Geschichte des Schmuggelfundes: In den 1970er Jahren wurde in einem Waldstück, nicht sehr weit vom ehemaligen KZ Ravensbrück entfernt, ein Glasbehälter mit Dokumenten aus dem Lager – Briefe und Gedichte, eine Zeichnung, eine Miniaturschnitzerei, Erschießungslisten und Dokumente zu medizinischen Experimenten an polnischen Frauen und Mädchen – ausgegraben: ein grauenhafter Fund, siebzig Jahre nach den fürchterlichen Ereignissen. Ein polnischer Arzt und ehemaliger Häftling des seinerzeit nahe gelegenen Kriegsgefangenenlagers (Stalag IIA) hatte die Stasi auf dieses Versteck hingewiesen. Während seiner Lagerhaft hatte es Kontakte gegeben zwischen den polnischen Kriegsgefangenen und den polnischen Frauen im KZ.

Die DDR-Regierung übergab den Fund dem Staatlichen Museum Oświęcim / Auschwitz.

Nun liegt eine deutsche Übersetzung der Texte vor. Constanze Jaiser und Jacob David Pampuch haben in Zusammenarbeit mit Überlebenden, mit deutschen und polnischen Institutionen eine umfangreiche Projektmappe erstellt. Ihre Intention: politisch-historisches Lernen zu verbinden mit gegenwärtiger Menschenrechtsbildung und –erziehung. Die Arbeit wurde 2012 mit dem Annalise-Wagner-Preis ausgezeichnet. In der Jury-Begründung heißt es: »… Junge Leute werden ermuntert, sprachliche, mediale, emotionale, künstlerische Zugänge zum Thema zu erkunden.«

I. S.



Bedřich Fritta, Gebet und Theater, 1943/44 (Tusche, Feder, 60 x 78,4 cm)

Was konnten sie tun?

Widerstand gegen den Nationalsozialismus 1939 – 1945

Eine Wanderausstellung mit 25 Ausstellungselemente.
Das Begleitheft dokumentiert die 25 Ausstellungstafeln.
Eine Ausstellung der Stiftung 20. Juli 1944 in Zusammenarbeit mit der Gedenkstätte Deutscher Widerstand, 2012, Ansprechpartner: Andreas Herbst, herbst[at]gdw-berlin.de oder sekretariat[at]gdw-berlin.de, www.gdw-berlin.de

Was konnten sie tun? Kriegsdienst verweigern, für den Frieden eintreten, »Feindsender« hören, Postkarten auslegen, aufrütteln, Zettel kleben, Flugblätter verbreiten ... : Über mehr als zwanzig Möglichkeiten und Formen, Widerstand zu leisten, informiert diese höchst aufschlussreiche Ausstellung. Wir werden erinnert an Männer und Frauen, die sich entschlossen, dem Unheil zu widerstehen: an Georg Elser, Hermann Stöhr, Helmuth James Graf von Moltke, Dietrich Bonhoeffer, Emmy Zehden, Sophie Scholl und viele andere Widerstandskämpfer_innen. Sie alle wurden von den Nazis ermordet.

Die Ausstellung zeigt, wie vielfältig die Formen des Widerstands gegen den Nationalsozialismus waren. Sie zeigt den Mut und die Gefährdung der Frauen und Männer. Im Juli 1939 schreibt Dietrich Bonhoeffer: »Die Christen in Deutschland stehen vor der fürchterlichen Alternative, entweder in die Niederlage ihrer Nation einzuwilligen, damit die christliche Zivilisation weiterleben kann, oder in den Sieg einzuwilligen und damit unsere Zivilisation zu zerstören...« (ebda. S. 16) Eine bewegende Ausstellung, die auch nachdenklich macht hinsichtlich gegenwärtiger Menschenrechtsverletzungen und aktueller Möglichkeiten sich einzumischen.

I. S.

Unter Freunden

Amos Oz, Suhrkamp Verlag, 2013, Aus dem Hebräischen von Mirjam Pressler, 18,95 Euro

Das einzig Schmerzliche an diesem Buch fehlt in der Titelangabe: 216 Seiten nur! Und es hätten wieder einmal 432 sein können, so sehr zieht es einen hinein in den ständig erweiternden, erneut verknüpfenden und wieder anstoßenden Kranz der Porträtskizzen im »erzählten« Kibbuz Jikhat. Eine

Genreangabe – Roman, Novellen, Lebensbilder – macht das Buch nicht, weil es alles hat, zusammengehalten durch den rätselhaft Empathie, Lakonik, Distanz und Leidenschaft verbindenden Erzählton von Amos Oz. Der Erzählkranz hält Menschen zusammen, die miniaturhafte und zugleich weltumspannende Dramen miteinander erleben, die abbrechen, andernorts mit Halbsatzschwenks wieder auftauchen – eins verbindet sie alle: das Leben im Kibbuz. Oz, den das Leben im Kibbuz Chuldah geprägt hat, lässt einen nach wenigen Seiten den Kibbuz sehen, hören, riechen und miterleben: »Als am Schwarzen Brett vor dem Speisesaal die Liste für Sonderschichten am Schabbat aufgehängt wurde, fiel uns auf, dass Jotam wartete, bis Nina sich eingetragen hatte, dann schrieb er auch seinen Namen unter das Datum, das Nina gewählt hatte« – und eine Geschichte hebt an, die Oz lakonisch und liebevoll zugleich so erzählt, dass man einen heimlichen Blick auf den Umfang des Buches wirft und melancholisch wird, ach, nur noch 80 Seiten…

Wer jemals den Kibbuz – ohne sentimentale Flausen – lieben gelernt hat, wird mit allergrößtem Bedauern nach 216 Seiten glücklich und traurig aufhören müssen…

Ein Weihnachtsgeschenk schon gefunden!

H.R.

Zion – Symbol des Lebens in Judentum und Christentum

Tanja Pilger und Markus Witte (Hrsg.), Evangelische Verlagsanstalt Leipzig 2013, 207 S., 24 Euro

»Jedoch weil ich gehöre gen Zion in sein Zelt, ist's billig, dass ich mehre sein Lob vor aller Welt«, dichtete Paul Gerhardt vor 350 Jahren und schuf damit eine der aufregendsten Zeilen des 17. Jahrhunderts. Die Zeile kann mit, gegen und Gerhardt besser verstehend als er sich selbst gelesen werden. Ohne die Zeile herauszustellen, widmen sich die Beiträge von der Christlich-Jüdischen Sommeruniversität im Juli 2011 in Berlin diesem großen Reichtum bergenden Symbolwort »Zion«. Nicht um eine Debatte zum Zionismus geht es, sondern um »Zion« bei Jesaja, in den Liturgien, in Qumran, im NT, in der rabbinischen wie poetischen Gebetsliteratur. Die Rezeption der Zions-Traditionen bei Luther bildet den Schluss. Wer wie der Autor eine fruchtbare Zeit in Jerusalem bei den *Schwestern und Brüdern vom Zion* verbracht hat, liest das alles mit Gewinn

– wartet aber auf Fortführungen des Zion-Themas zur Gegenwart. Ein Gemeindeseminar zu »Zion« findet hier verlässliche Vorbereitung!

H.R.

Wo kommen die Worte her?

Neue Gedichte für Kinder und Erwachsene

Hans-Joachim Gelberg (Hrsg.), Beltz & Gelberg Verlag, Weinheim 2011, 263 S., 19,95 Euro

»Längenunterschied: Falls ich etwas größer wäre, pickte ich dich in den Hals, sprach der Igel zur Giraffe. Die Giraffe sagte: Falls.«

Unglaublich, was da an Leichtigkeit und Lustigkeit, unverfrorener Menschenliebe und kreativem Tiefsinn zusammengekommen ist. Alle Großen haben mit unbändiger Lust philosophische Quatschgedichte verfasst und uns eingeladen fortzusetzen. Phantastisch in Ausstattung und Schriftbildern, Kobolz schlagend in der Logik und elementarer als alle Sur-Realisten kommen die verrückten und die anrührenden Texte auf uns zu. Ein wunderbares Buch zur Erholung von aller gedruckten Bedeutsamkeit.

Rose Ausländer. »Wort an Wort. Wir wohnten Wort an Wort. Sag mir dein liebstes, Freund. Meines heißt DU.«

H. R.

Verlorenes Vertrauen – Katholisch sein in der Krise

Klaus Mertes, Herder Verlag, Freiburg, 2013, 223 S., 19,95 Euro

Man blättert die letzte Seite um und stößt auf einen Verlagshinweis: *Papst Franziskus, Mein Leben, mein Weg.* Gut komponiert! Das Buch des früheren Rektors des Canisius-Kollegs in Berlin ist durchzogen von franziskanischem Geist, einfühlsam, machtkritisch, verstehend, uninszeniert, biblisch gebunden und katholisch engagiert. Wir erinnern: Mit ihm kam die quälend mühsame Aufdeckung des sexuellen Machtmissbrauchs vieler Schüler durch geistliches Personal in Gang. Und nun erwägt er die erste Zwischenbilanz dieses heraus-

fordernden Aufklärungsprozesses. Wenn einer sarkastisch, ironisch oder schneidend moralisch hätte sprechen können, dann wäre er es gewesen, aber nein, er ist vorsichtig, aufmerksam, ja behutsam in seiner tiefgehenden Analyse der katholischen Machtstrukturen. Beim Nerv »Macht und Sexualität« leidet er noch immer an der Frauenfeindlichkeit, Homophobie und vor allem der Sprachlosigkeit seiner Kirche. Stärkendes weiß er zu sagen, wenn es um theologische Vergewisserung geht, um die biblischen Anstöße zu den Stichworten Frauen, Kinder, Arme, Randständige, Sünder. In der persönlichen Vergewisserung spielen Sehnsucht und Eucharistie eine herausragende Rolle. Ein berührendes, auf ruhige Weise beunruhigendes Buch, dem historischen wie dem heutigen Franziskus sehr verwandt. *Welch ein Weihnachtsgeschenk!* Wer Augen hat zu lesen, lese!

H. R.

Wenn Steine erzählen sollen

Pädagogische Reflexionen zum Gedenken an die Schoah

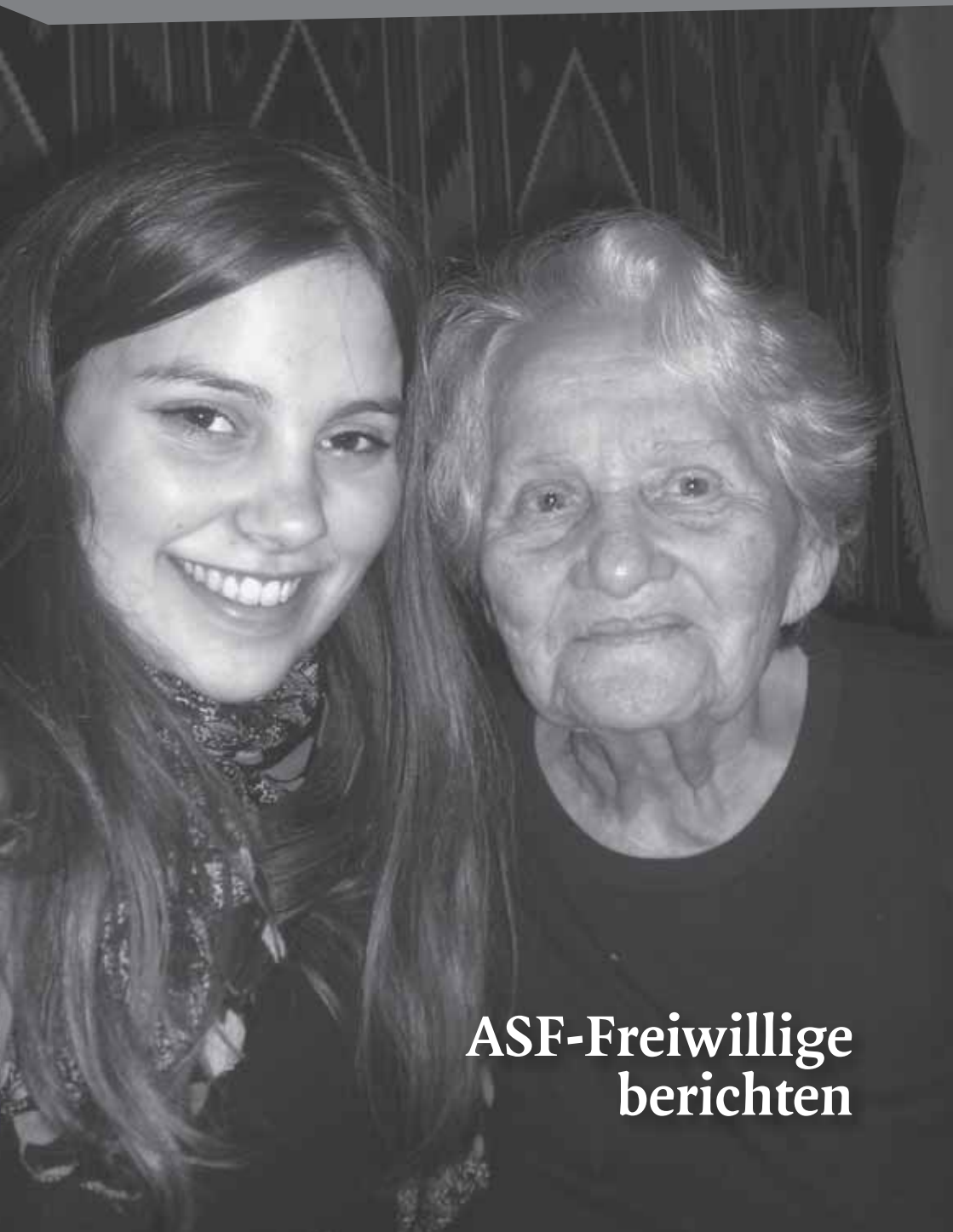
Marita Koerrenz (Hrsg), Evangelische Verlagsanstalt Leipzig 2013, 166 S. , 19,80 Euro

Trotz angestrengt wirkendem Titel sind in der Aufsatzsammlung nützlicherweise Grundsatzbeiträge zum Gedenken und der Gedenkpädagogik gesammelt. Sie kommen überwiegend aus dem Umkreis der Arbeit von Klaus Petzold in der Schiller-Universität Jena, dem der Band auch zum 75. Geburtstag gewidmet ist. Volkhard Knigge (Gedenkstätte Buchenwald), Gottfried Kößler (Fritz-Bauer-Institut Frankfurt) und Michael Wermke (Uni Jena) knüpfen an frühere Arbeiten an, der Erinnerungsort *Topf & Söhne* wird vorgestellt; neuere Religionsbücher (schmale Auswahl!) zum Thema durchgesehen, Erfahrungsberichte der gedenkpädagogischen Praxis präsentiert. Einen Ansatz wie der von Magdalene L. Frettlöh »Wo war Gott in Buchenwald?« (Wartburg Verlag Weimar 2010) vermisst man schmerzlich, ebenso einmal eine Einbeziehung der Buchenwald-Überlebenden wie Jorge Semprun, Elie Wiesel und andere. Man hat den Eindruck, auch die Gedenkstättenpädagogik ist nicht viel weiter als Heinrich Roth mit der »Originalen Begegnung« (1949) war. Wer in Grundfragen der Erinnerungsarbeit sich einarbeiten will, wird hier mit der »Jena-Praxis« vertraut.

H. R.

→ Katharina Fißmer mit Frau S.

KAPITEL IV



ASF-Freiwillige berichten

Täter und Opfer, Klingelrutsche und hohe Literatur

Die Arbeit in der Jüdischen Gemeinde, und speziell mit älteren Menschen, die den Holocaust überlebt haben, macht mich jeden Tag einerseits sehr betroffen, aber auch sehr glücklich. Sie zeigt mir, dass man jeden Tag schätzen sollte und irgendwie fast alles packen kann.

Herr M. wohnt sehr weit außerhalb von Prag und bekommt nur selten Besuch. Aufgrund seiner gesundheitlichen Probleme kann er selbst nicht mehr so viel raus. Immer wenn ich ihn besuchen komme, kocht er etwas für mich. Dabei darf ich ihm auf keinen Fall auch nur im Geringsten helfen. Nach dem Essen gehen wir die Fußballergebnisse aus allen Ländern durch und trinken einen Kaffee. Für mich sind die Gespräche ganz besonders wertvoll. Sie spannen einen weiten Bogen von Themen wie über seine »Orangene deutsche Freundin Angela Merkel«, die er gar nicht mag, über Sport bis hin zu seinen Erlebnissen in Theresienstadt und Auschwitz.

Herr M. ist im gleichen Alter wie mein Großvater und ich habe ihm erzählt, dass mein Opa natürlich auch im Krieg für die Deutschen kämpfen musste. Daraufhin meinte Herr M., dass ihm mein Opa leid tue. Er selbst sei immer nur der Jude, das Opfer gewesen, der um sein Leben kämpfen musste und dem sehr viel genommen wurde. Dagegen sei mein Opa gleichzeitig zu einem Täter und zu einem Opfer gemacht worden. Er musste gegen seinen Willen kämpfen und irgendwelchen Ideologien nacheifern. Und deshalb meinte Herr M., dass sie beide doch recht gleich seien. Beiden wurde ihre Kindheit gestohlen und sie mussten viel durchleiden. Dennoch wolle er niemals mit meinem Opa tauschen, da man sich als Opfer besser zurechtfinden könne denn als Täter. Dieser Vergleich hat mich tief beeindruckt. Herr M. meinte auch, dass er nicht sauer sei auf *die Deutschen*, da er selbst hätte mitmachen müssen, wenn er auf der anderen Seite gewesen wäre.

Eine andere Klientin, die mir sehr viel Freude bereitet, ist Frau K., eine 99-jährige 1.50 m kleine Dame, die jeden Tag mehrere Stunden Klavier spielt. Wenn ich zu ihr komme, wird gelacht, getanzt und gesungen. Sie ist immer so voller Energie, dass man diese Dame einmal erlebt haben muss. Einmal waren wir zusammen spazieren, wobei sie es vorzieht, von mir in einem Rollstuhl gefahren zu werden. Gleich zu Beginn forderte sie mich auf: »Robert, klingle dort!«. Ich fragte sie, wieso, doch sie erklärte nicht, sondern forderte mich nochmals auf. Also klingelte ich, und auf einmal rief sie mir zu »Fahr weg, fahr weg!« Eine Sekunde später öffnete sich ein Fenster und eine Dame

schrie etwas heraus, während Frau K. zurück schrie und wild mit ihren Händen gestikulierte. Als ich sie fragte, was sie denn gesagt habe, meinte sie nur, dass kleine Kinder an der Tür geklingelt hätten und in die andere Richtung weggerannt seien. Diese Dame zeigt mir, dass man seine kindliche Freude irgendwie nicht verlieren und immer mit einem Lächeln durchs Leben gehen sollte. Auch sie ist Holocaust-Überlebende, möchte jedoch nicht mit mir darüber sprechen. Nur einmal sagte sie zu mir: »Robert, ich habe den Holocaust überlebt, denkst du wirklich, mich könnte eine Grippe oder ein Schnupfen umbringen?«

Ich denke, das ist das Geheimnis, warum viele meiner Klienten so unglaublich alt, aber körperlich und geistig noch fit sind. Jeden Mittwoch gehe ich nach Hagibor, das Jüdische Altersheim der Gemeinde. Mittwochs findet dort für die Bewohner das Café Miriam statt, welches von Herrn B., Mitte 80, geleitet wird. An diesem Tag bekomme ich immer die Gelegenheit, sehr viele Mitglieder der Gemeinde kennenzulernen, die normalerweise nicht zum Essen in die Gemeinde kommen. Auch mit Herrn B., der das Cafe leitet, lohnt es sich sehr zu reden. Er spricht ein unglaublich gutes, literarisches Deutsch und liest sehr viele Bücher. Vor allem Stefan Zweig und Herman Hesse haben es ihm angetan. Jetzt gab ich ihm das »Tschick« von Wolfgang Herrndorf zum Lesen. Die dortige Jugendsprache ist ein ganz anderes Deutsch als jenes, welches er von Goethe und Mann gewohnt ist. Trotzdem findet er das Buch sehr interessant. Außerdem findet er es toll, die Probleme der heutigen jungen deutschen Generation zu erfahren. Er selbst musste im Alter des Protagonisten des Buchs jeden Tag um sein Überleben kämpfen.

Robert Blum kommt aus Stuttgart und ist 2012-2013 Freiwilliger in der jüdischen Gemeinde in Prag. Jeden Tag besucht er ein bis zwei Klienten zuhause und geht mit ihnen spazieren, zum Arzt, einkaufen und ist für sie da.

Bundesamt
für Familie und
zivilgesellschaftliche Aufgaben

Der Freiwilligendienst von Robert Blum wird durch das Bundesamt für Familie und zivilgesellschaftliche Aufgaben im Rahmen von IJFD gefördert.

»Meine Senioren« in der jüdischen Gemeinde Warschau

Mittags gegen 12 Uhr komme ich immer in die Kantine der Jüdischen Gemeinde, die sich direkt neben der Synagoge befindet. Dort habe ich nicht nur Kontakt mit Leuten aus dem »Senior's Club«, sondern auch mit Mitarbeitern, die dort regelmäßig essen. Danach gehe ich mit dem Mittagessen zu »meinen« Senioren: Herr JS. und seine Frau M., Frau S. und Herr JK.

Herr JS. und Frau M. sind 94 und 87 Jahre alt und wohnen in der Nähe der Synagoge. Er ist ehemaliger Offizier und noch relativ fit, weshalb er, wenn ich mal keine Zeit habe, auch selbst das Essen holen kann. Auch wenn er nur noch schlecht hört, mag er es, sich mit mir in einem Gemisch aus Deutsch und Polnisch zu unterhalten. Er hat als Kind Deutsch gelernt. Seine Frau hingegen spricht nur Polnisch. Mittlerweile kommt es öfter vor, dass nur sie da ist, wenn ich das Essen bringe. Dennoch unterhalten wir uns dann über Alltägliches, die Feiertage, Kirche oder die Eislauffläche, die von ihrem Küchenfenster aus zu sehen ist. Selbst wenn die Kommunikation mal schwierig ist, merke ich, dass sie sich freut, wenn ich versuche, mich mit ihr zu unterhalten. Da Frau M. das Haus nicht mehr alleine verlässt, hat sie ansonsten auch wenig Gelegenheit, sich mit jemandem außerhalb der Familie zu unterhalten.

Auch mein zweiter älterer Herr, den ich besuche, Herr JK., hat Probleme mit dem Hören. Daher ist es oft schwierig, ihm Sachen verständlich zu machen. Außerdem ist sein Gedächtnis nicht mehr so gut, sodass ich ihm immer wieder von neuem klar machen muss, dass ich aus Deutschland komme und nicht aus der Ukraine wie meine Vorgänger und daher Deutsch und nicht Russisch spreche. Zwei Sprachen, die er beide bruchstückhaft beherrscht. Dennoch ist es für mich immer wieder sehr beeindruckend, wie fit Herr JK. noch ist, denn er ist bereits 101 Jahre alt! Bei ihm kommt es immer auf den Tag an und wie gut er drauf ist, worüber ich mich mit ihm unterhalten kann. Wenn an guten Tagen die Verständigung funktioniert, kann ich mich manchmal auch über die Vergangenheit mit ihm unterhalten. Wie er mir mehrfach erzählt hat, war er während des Krieges ein Partisanenkämpfer. Leider hatte ich bisher noch keine Möglichkeit, Genaueres über seine Rolle damals zu erfahren. Diese Zeit seines Lebens nimmt für ihn verständlicherweise eine sehr wichtige und große Rolle seiner Vergangenheit ein. Als ich ihn einmal gefragt habe, was er gemacht hat, bevor er Rentner wurde, bekam ich ebenfalls die Antwort »Partisan«.

Die dritte Person, die ich montags bis freitags besuche und der ich Mittagessen bringe, ist Frau S. Zu Beginn meines Freiwilligendienstes hätte ich sie

auf 80 bis 85 Jahre geschätzt, dabei ist sie schon 92. Trotz einiger gesundheitlicher Probleme wirkt sie auf mich meist jünger als sie ist, kann allerdings auch ihre Wohnung nicht mehr gut verlassen.

Wenn ich zu ihr komme, freut sie sich immer und ist so sehr an mir interessiert, dass der Besuch uns beiden viel Spaß macht. Selbst am Anfang war es schön, obwohl sie nur Polnisch und Russisch spricht. Mittlerweile unterhalten wir uns über viele verschiedene Dinge, sei es über mich und meinen Alltag, wie zum Beispiel der Einkauf von Weihnachtsgeschenken oder meinen Chor hier in Warschau oder über sie selbst, ihre Vergangenheit und ihre Familie.

Frau S. ist nach dem Krieg von Russland nach Polen gekommen, ihre Familie war in Oświęcim (Auschwitz), sie selbst aber nicht. Sie war fünf Kriegsjahre lang gezwungen, in Russland beim Militär mitzuarbeiten.

Für mich ist sie nicht nur eine sehr liebenswerte Frau, sondern auch ein gutes Beispiel für die Überlebenden aus der Kriegsgeneration, die sich nach dem Krieg ein neues Leben aufgebaut haben. Natürlich wird der Krieg immer ein Teil ihres Lebens bleiben, schließlich haben sie Familienmitglieder verloren und selbst schlimme Erlebnisse durchgemacht, aber sie dürfen und können nicht darauf reduziert werden, dass sie Kriegs- bzw. Holocaust-Überlebende sind. Bei ihr wird zum Beispiel sehr deutlich, dass es sich bei dieser Geschichte um *einen* Teil ihrer Vergangenheit handelt. Wir können uns im selben Gespräch über die Jahre bis 1945, genau wie über die Arbeit ihres Ehemannes und ihre Enkelkinder unterhalten.

Katharina Fißmer kommt aus Minden und ist 2012-2013 Freiwillige in Warschau. In der jüdischen Gemeinde arbeitet sie im Kindergarten (Przedszkole Lauder-Morasha) in der Gruppe der Dreijährigen, bringt Mittagessen aus der koscheren Kantine der Gemeinde zu vier Senior_innen, die dort allein nicht mehr hingehen können.

Bethel
v. Bodelschwinghsche Stiftungen Bethel

Der Freiwilligendienst von Katharina Fißmer wird durch die v. Bodelschwinghsche Stiftungen Bethel gefördert.

Auch die dritte Generation bereut, was geschehen ist

Die meiste Zeit der Woche arbeite ich als Mitarbeiterin des »Volunteers Department« im Büro und unterstütze die »Association of Jewish Refugees« bei der administrativen Arbeit. Einmal wöchentlich arbeite ich im »Day Centre«. Die Arbeit dort ist sehr angenehm und eine Abwechslung zur Büroarbeit, da meine Aufgaben hauptsächlich darin bestehen, zur Teezeit Tee und Kekse zu servieren, Karten und Rummikub mit den Gästen zu spielen und meine Computer-Kurse zu geben. Manche älteren Damen oder Herren möchten lernen, wie man einen Computer benutzt. Wenn sie damit vertraut sind, gehören Google, Email und Skype zu den nächsten Lektionen. Ein Gentlemen in den 90ern möchte nun lernen, wie man bei Exel Tabellen anlegt und digital Rechnungen schreibt. Der Kurs ist immer einer der Höhepunkte der Woche, da ich die Fortschritte meiner »Schüler« von Woche zu Woche sehe. Viele sind sehr ungeduldig und lassen Kommentare fallen wie »Das bringt doch nichts, ich bin eh viel zu alt«. Im Grunde sind sie aber doch neugierig, wie man über das Internet ein Videotelefonat mit Verwandten im Ausland führen oder online Bridge spielen kann.

Eines der spannendsten Teile meiner Arbeit sind die Besuche der jüdischen Flüchtlinge, die zumeist aus Deutschland oder Österreich kamen und oft deutsch mit mir reden, wenn ihnen danach ist. Meistens sitze ich im Wohnzimmer der drei Ladies, die ich besuche und wir unterhalten uns einfach nur: über sie und ihre Interessen, ihre Familien, teilweise ihre Vergangenheit, aber auch über österreichische Torten-Rezepte, deutsche Literatur oder die britische Kulturlandschaft. Sie wollen auch viel über mich wissen und vor allem über meine Motivation, mit älteren jüdischen Menschen für ein Jahr in London zu arbeiten. Die Damen sind mir bereits ans Herz gewachsen und jede der Ladies ist auf ihre eigene Art sehr liebenswürdig.

Schon vor meinem Freiwilligenjahr hatte ich mich mit der nationalsozialistischen Vergangenheit Deutschlands auseinandergesetzt und hatte auch privat mit älteren Menschen zu tun, die in der Zeit des Nationalsozialismus aus ihrer Heimat vertrieben wurden und gelitten haben. Ich wusste, dass ich in meinem Projekt in sehr engem Kontakt zu Holocaust-Überlebenden stehen würde.

Eine überraschend schöne Situation erlebte ich bei einem der Treffen mit einer älteren Dame, die ich besuche. Sie ist im Head Office als »schwieriger Fall« bekannt und gilt als ein bisschen »komisch«. Einer der Sozialarbeiter weigert sich sogar, sie zu besuchen und meine Chefin bereitete mich vor dem ersten Treffen darauf vor, dass die Dame eine anstrengende Persönlichkeit habe und

es schwierig sei, sich mit ihr vernünftig zu unterhalten. Beim ersten Treffen merkte ich schon, dass Mrs. B. sehr traumatisiert ist und merkwürdige, zynische Ansichten über viele Dinge pflegt. Nachdem ich mich einige Male mit ihr getroffen hatte – wir gehen immer einkaufen und anschließend in ein Teehaus – versuchte ich, ihre Denkweise ein bisschen zu verstehen. Ein paar der tausend Dinge, die sie an der Welt und der Gesellschaft kritisierte, waren eigentlich nachvollziehbar, wenn man ihr genau zuhörte und verstand, dass vieles davon mit ihren persönlichen Erlebnissen verknüpft war. Und ich hatte das Gefühl, dass sie es schätzt, dass ihr jemand einfach nur zuhört. Als ich mich dann bei unserem zweiten Treffen verabschieden wollte, nahm sie mich unvermittelt in den Arm, küsste mich rechts und links auf die Wange und meinte, dass sie sich gefreut habe mich zu sehen und hoffe, dass wir uns ganz bald wiedersehen. Das hat mich wahnsinnig gefreut; fühlte mich ihr in diesem Moment sehr nahe und hatte das Gefühl, wirklich etwas besser zu machen und ihr irgendwie eine Hilfe zu sein. Auch wenn mir kaum jemand im Office glaubte, dass Mrs. B. wirklich jemanden umarmt hat…

Mein Ziel ist es, durch meinen Freiwilligendienst und in meinem Projekt in London den Leidtragenden des Nationalsozialismus etwas Gutes zu tun, ihnen zu helfen, auch wenn es nur kleine Gesten sind, wie die Hilfe im Alltag oder einfach ein nettes Gespräch zu zweit, wenn sie einsam sind. Ich möchte gern, dass sich die Ladies an mich erinnern und im Hinterkopf behalten, dass ich als Deutsche versuche, etwas besser zu machen. Ich möchte sie wissen lassen, wie sehr es uns als dritte Generation leidtut, was geschehen ist. Dass wir bereuen, was in der Zeit des Nationalsozialismus passiert ist und dass so etwas Schreckliches nie wieder passieren darf.

Rim Jasmin Irscheid kommt aus Berlin und ist 2012-2013 Freiwillige in London. Sie arbeitet in der Association of Jewish Refugees, welche die Opfer der NS-Verfolgung, die nach 1933 nach Großbritannien gekommen sind, unterstützt und repräsentiert. Sie unterstützt die Organisation bei der administrativen Arbeit, besucht Senior_innen zu Hause und arbeitet mit älteren Menschen im »Day Centre«.

Bundesamt
für Familie und
zivilgesellschaftliche Aufgaben

Der Freiwilligendienst von Rim Jasmin Irscheid wird durch das Bundesamt für Familie und zivilgesellschaftliche Aufgaben im Rahmen von IJFD gefördert.

Bedřich Fritta, Sammelunterkunft, 1943 (Tusche, Feder, 28,7 x 37,7 cm)

Kollektenbitte

für die Aktion Sühnezeichen Friedensdienste in Israel

Ein Fischer der Insel Lampedusa hat aus dem Holz der Elendskähne, auf denen die afrikanischen Flüchtlinge die Insel lebendig erreichten, einen Kelch und einen Hirtenstab geschnitzt – für Papst Franziskus, dessen erste Reise in die außervatikanische Welt hierhin führte. Wider eine »Globalisierung der Gleichgültigkeit« rief er uns auf und verurteilte die »Kultur des Wohlbefindens ohne geschwisterliche Solidarität«.

Nicht nur die großen Linien des franziskanischen Selbstverständnisses – Zuneigung zu den Randständigen, Zärtlichkeit für die verletzten Ebenbilder Gottes, Zorn gegenüber der von Macht und Geld betäubten Menschen – verbinden die Arbeit von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste mit den Impulsen dieses Papstes. Die kleinen Gesten im Alltag der Freiwilligen sind *auch* vom Versöhnungsauftrag biblischer Erinnerung geprägt.

Meine ersten 100 Tage als Geschäftsführerin von Aktion Sühnzeichen Friedensdienste waren erfüllt vom Wahrnehmen der vielfältigen Bemühung, Menschen gerecht zu werden: Obdachlosen, Flüchtlingen, Menschen mit Behinderungen, Holocaustüberlebenden in 13 Ländern Europas, in Israel und in den USA. Über 200 langfristige Freiwillige tun gegenwärtig ihren Dienst in sozialen und politischen Projekten.

Damit diese Arbeit für Solidarität, Frieden und Gerechtigkeit weiterhin getan werden kann, bitten wir um Ihre Unterstützung! Für lebensrettende Inseln der Gerechtigkeit in einem noch immer großen Meer der Ungerechtigkeit! Kirche – das heißt: Geschwister haben und eine Hoffnung für diese Welt!

Ihre Jutta Weduwen
Geschäftsführerin von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Aktion Sühnezeichen
Friedensdienste

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V.
Auguststraße 80 / 10117 Berlin

Spendenkonto: Bank für Sozialwirtschaft Berlin /
Nr. 311 37-00 / BLZ 100 205 00

Informationen zu unserer Arbeit finden Sie auf: www.asf-ev.de

Autor_innen, Bild- und Fotonachweise

Autor_innen

Prof. Dr. Heinrich Bedford-Strohm, Landesbischof der Evang.-Luth. Kirche in Bayern. Studium in Erlangen, Heidelberg und Berkeley, Promotion zum Thema »Vorrang der Armen«, seit 2004 Professur für »Theologische Gegenwartsfragen«, Schwerpunkte der Arbeit: Sozialstaat, Gerechtigkeitstheorien und Ökumenische Aufgaben.

Dr. Matthias Loerbroks war Israel-Freiwilliger der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste, hat bei Friedrich-Wilhelm Marquardt studiert und wurde an der FU promoviert, seit 1998 ev. Pfarrer am Französischen Dom, Berlin

Helmut Ruppel, Pfarrer und Studienleiter i. R., Presse- und Rundfunktätigkeit, näheres: www.helmut-ruppel.de, seit 2007 Redaktion der »ASF-Predigthilfe«, Kontakt: h.m.ruppel[at]gmx.de

Horst Scheffler, Pfarrer, Vorsitzender der Aktionsgemeinschaft Dienst für den Frieden (AGDF) und Verein für Friedensarbeit im Raum der EKD (VfF)

Ingrid Schmidt, M. A., Gymnasiallehrerin i. R. und Dozentin in Kirchlicher Erwachsenenbildung, seit 2007 Redaktion der »ASF-Predigthilfe«, Kontakt: ille.schmidt[at]arcor.de

AG Theologie bei Aktion Sühnezeichen Friedensdienste – Freiwillige und Student_innen der Theologie, Kontakt: seel[at]asf-ev.de

Dr. Christian Staffa, Theologe; 1999 – 2012 ASF-Geschäftsführer, Sprecher der Bundesarbeitsgemeinschaft Kirche und Rechtsextremismus, Kontakt: staffa[at]ipn.de

Ekkehard W. Stegemann, Prof. em., nach dem Studium in Bethel und Heidelberg Lehrtätigkeit in Bayreuth und Basel (1985-2005). Thema der Habilitation: Der eine Gott und die Menschheit. Israels Erwählung und die Erlösung der Juden und Heiden nach dem Römerbrief.

Wolfgang Stegemann, Prof. em., mit Louise Schrottroff und Gerd Theißen Begründer einer sozialgeschichtlich und befreiungs-theologischen engagierten Bibelauslegung, seit 1984 Lehrtätigkeit in Neuendettelsau. Ekkehard W. und Wolfgang Stegemann erhielten eine Doppelfestschrift: Kontexte der Schrift, Stuttgart 2005

Jutta Weduwen, Geschäftsführerin von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V., Referentin für den Projektbereich Interkulturalität, Vorbereitungs- und Nachbereitungsseminar, Kontakt: weduwen[at]asf-ev.de

Dr. phil. Michael Wunder, geb. 1952, Dipl.-Psychologe und psychologischer Psychotherapeut, Leiter des Beratungszentrums der Evangelischen Stiftung Alsterdorf, Hamburg. Leiter eines Entwicklungshilfe-Projektes der Behindertenhilfe und Psychiatrie in Rumänien. Mitglied des Deutschen Ethikrats

Bild- und Fotonachweise

Titelbild, Seite 7, 24, 39, 40, 42, 44, 45, 59, 62, 74: mit freundlicher Unterstützung der Stiftung Jüdisches Museum Berlin © Thomas Fritta-Haas, Fotos: Jens Ziehe

Seite 43: © Thomas Fritta-Haas, Foto: Gedenkstätte Theresienstadt, Inventarnummer: PT 1763

Seite 46: © Thomas Fritta-Haas, Foto: Gedenkstätte Theresienstadt, Inventarnummer: PT 1575

Seite 67, Umschlagrückseite: ASF-Archiv

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Herausgeber: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. | Auguststraße 80 | 10117 Berlin
Telefon (030) 283 95 – 184 | Fax (030) 283 95 – 135 | asf[at]asf-ev.de | www.asf-ev.de
Spendenkonto: Bank für Sozialwirtschaft Berlin, Nr. 3 113 700, BLZ 100 205 00
Redaktion: Helmut Ruppel, Friederike Schmidt, Ingrid Schmidt, Christian Staffa, Jutta Weduwen
Gestaltung: Anna-Maria Roch | Druck: Westkreuz Druckerei Ahrens KG, Berlin
Auflage: 3.900 Stück | Ausgabe: August 2013
Titelbild: Bedřich Fritta, Sammelunterkunft in einem ehemaligen Laden, 1942/44
(Tusche, Feder und Pinsel, laviert, 47,4 x 70,3 cm)

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Ihre Hilfe kommt an! Bitte unterstützen Sie uns.

Wir verwenden Ihre Spenden und Kollekten für ...

... einen aktiven Beitrag zu einer Gesellschaft, die aus dem bewussten Umgang mit der NS-Gewaltgeschichte wächst.

... Begegnungen über Grenzen hinweg.

... den Ausbau von internationalen Freiwilligendiensten als Möglichkeit interkultureller Bildung und Verständigung.

... den langen Weg zu einem gerechten und umfassenden Frieden, der über die Veränderung der einzelnen Menschen und der Gesellschaft führt.

... den Einsatz gegen heutige Formen von Antisemitismus, Rassismus und Ausgrenzung von Minderheiten.

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. | Auguststraße 80 | 10117 Berlin
Telefon (030) 283 95 – 184 | Fax – 135 | asf[at]asf-ev.de | www.asf-ev.de
Spendenkonto: 3 113 700, BLZ 100 205 00, Bank für Sozialwirtschaft Berlin